Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal.

<36624795560010

Zum Gedächtniß

des

Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal.

Mittheilungen

aus

Oberthür's handschriftlichem Nachlaß

und anderen

zeitgenössischen Quellen

von

Oberbibliothekar Dr. Kerler.

Separat-Abdruck aus „Archiv des historischen Vereines", Bd. XXXVII.

Würzburg.
Druck der k. Universitätsdruckerei von H. Stürtz.
1895.

I.

Zum Gedächtniß
des
Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal.

Mittheilungen aus
Oberthür's handschriftlichem Nachlaß
und anderen
zeitgenössischen Quellen.

Von Oberbibliothekar Dr. Kerler.

Vor hundert Jahren, am 14. Febr. 1795 starb Fürstbischof Franz Ludwig. In der Anerkennung, ja Bewunderung seiner hohen persönlichen und Regententugenden stimmt die Nachwelt mit seinen Zeitgenossen überein. Nicht urtheilslose Lobredner oder feile Schmeichler sind die Herolde seines Ruhmes, der etwa legendenhaft von Generation zu Generation weiter getragen wird, nein: je eingehender man sich mit den Quellen beschäftigt, die über seine Person, sein Leben und Wirken Aufschluß geben, um so höher steigt die Verehrung, welche man diesem edeln Kirchenfürsten zu zollen hat. Sein Bild strahlt hell und rein, und es wird auch nicht getrübt, wenn wir zu einem Zeugniß über ihn einem Mann das Wort geben, der seinen Bischof nicht in idealer Verklärung sah, sondern auch menschliche Flecken und Schwächen an ihm gewahrte und verzeichnete. Nur um so anschaulicher und lebenswahrer wird diese Gestalt vor uns stehen, wenn wir einen solchen zeitgenössischen Biographen — es ist der bekannte Professor Dr. Franz Oberthür — über sie vernommen und geprüft haben. Und gerade Oberthür's Mittheilungen über Franz Ludwig verdienen es wohl, daß sie nicht unbeachtet der Vergessenheit verfallen und nicht bloß bruchstückweise (wie in Schwab, Franz Berg) zur Verwendung kommen.

Sie bilden einen Abschnitt der Selbstbiographie, welche der schon im neunten Jahrzehnt seines Lebens stehende Greis zu schreiben unternommen hat, die aber unvollendet geblieben ist. Die Originalhandschrift ist jetzt im Besitz der k. Univ.-Bibliothek Würzburg. Von einer Drucklegung der ganzen Arbeit, wie sie uns vorliegt, ist bisher abgesehen worden — mit Recht, denn sie ist viel zu weitschweifig, kunstlos, Wichtiges mit kleinlichen Einzelheiten vermischend, und wirkt durch ihre Darstellung geradezu er-

müdend. Ein alter, wenn auch immerhin noch geistesfrischer Mann plaudert in behaglicher Breite und nicht selten sich wiederholend von einer weit hinter ihm liegenden Vergangenheit. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß alte Leute mit abgewandtem oder theilnahmlosem Blick den Strom der Gegenwart an sich vorüberziehen lassen, während sie mit Vorliebe ihrer Jugend sich zuwenden und aus ihr mit oft wunderbarer Frische des Gedächtnisses all' das hervorholen, was sie einst in Freud und Leid bewegt und was einen tieferen Eindruck bei ihnen zurückgelassen hat. Als Oberthür (geboren 1745) von der kurbayerischen Regierung bei der Reorganisation der Universität aus seinem akademischen Lehramt 1803 entfernt wurde, dem er 1804 noch auf einige Jahre zurückgegeben worden ist, hat für ihn der inhaltvollste Theil seines Lebens endgültigen Abschluß gefunden.

Schon dem Knaben hatte Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim seine besondere Gunst zugewandt, hatte ihn dann rasch von Stufe zu Stufe gehoben, in der theologischen Fakultät den Jesuiten gegenübergestellt und stets durch sein Vertrauen ausgezeichnet. Einer der schönsten Züge in dem Charakter Oberthür's ist die ganz unwandelbare Dankbarkeit gegen seinen hohen Gönner, von der er bei jeder Gelegenheit, die sich ihm darbot oder die er suchte, in vollen Tönen Ausdruck gab. Sie waren zwei wesensverwandte Persönlichkeiten, der Bischof und sein junger Professor: der weit und edeldenkende Kirchenfürst, Grandseigneur im besten Sinne des Wortes, frei von aller Pedanterie und ascetischem Treiben abgeneigt. Gewiß war er der Aufklärung mit so vielen seiner Zeitgenossen im Innersten zugethan, aber klug und maßvoll wie er war, wußte er das Alte und seine Vertreter zu schonen. Das reich entwickelte künstlerische Leben im Würzburg des 18. Jahrhunderts förderte er aus eigenem Antrieb; mit vollen Händen gab er und ohne peinliche Prüfung verstattete er sich und anderen einen heiteren Lebensgenuß, denn ihm lag viel daran, alles um sich her froh zufrieden, und glücklich zu sehen. Und hier der junge Gelehrte mit seinem beweglichen Naturell, seinem nicht tief gründenden, aber rasch und leicht erfassenden Verstand, mit seiner Fähigkeit Eindrücke der verschiedensten Art auf sich einwirken zu lassen und mitzutheilen, mit seinem Drange, seine und anderer Gedanken

in gewählter oder auch gesuchter Form zum Ausdruck zu bringen. Aus seinem guten Herzen entsprang sein aufrichtiges Bestreben, für Aufklärung und Menschenwohl in engeren und weiteren Kreisen zu arbeiten; seiner rastlosen Vielgeschäftigkeit war kein Brief zu viel und kein Gang zu beschwerlich, wenn es galt ein gemeinnütziges Unternehmen ins Leben zu rufen oder werkthätig zu fördern oder sonst sich gefällig zu erweisen. Frühe schon hatte er Zutritt zu den hohen Kreisen seiner Vaterstadt erlangt und gelernt, gewandt und weltmännisch, höflich und höfisch in ihnen sich zu bewegen. Zu seinem weichen Gemüth, seinen ästhetischen Neigungen und seiner regen Phantasie stimmte der rührselige Ton in der gebildeten und vornehmen Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts; ein zartgewebtes Freundschaftsband verband ihn mit mancher Dame aus den höheren Ständen, und willkommener Hausfreund oder vielbegehrter Pathe war er da und dort in adeligen und bürgerlichen Familien. So ernst auch sein Wille war, in seinem Amt und für die Wissenschaft etwas Tüchtiges zu leisten — daß es ihm wirklich gelungen, daran hat er selber nie gezweifelt —, so erlag er doch der bei solchen Naturen so häufigen Gefahr, sich vom Augenblick erfassen und beherrschen zu lassen, sich zu zersplittern, in nichtigen Dingen Zeit und Kraft zu verschwenden. Und ebensowenig konnte er der Versuchung widerstehen, eifrig dafür besorgt zu sein, daß sein Name genannt, daß er gefeiert, daß seine Verdienste ja nicht vergessen werden. Standen ihm aber Personen oder Verhältnisse im Wege, dann fühlte er sich gekränkt und verletzt, und seine Briefe sind voll Klagen über die Ränke, deren Opfer er sei, über den Undank, den er, wie ja immer die Besten, so reichlich zu kosten habe. Es wurde ihm nicht leicht Person und Sache zu trennen, und sein Urtheil trübt sich manchmal in einem Grade, daß man mit berechtigtem Mißtrauen seiner Erzählung folgen muß. Dies gilt denn auch von der Schilderung seines Verhältnisses zu dem Nachfolger Adam Friedrichs, zu Franz Ludwig von Erthal.

Die Regierung des vorletzten Fürstbischofs von Würzburg unterscheidet sich auf den ersten Blick nicht gerade in wesentlichen Punkten von derjenigen seines Vorgängers. In der äußeren Politik waren beide dem Hause Oesterreich ergeben, nicht bloß als

loyale Reichsfürsten oder als geistliche Herrscher aus konfessionellen Rücksichten, sondern auch aus Furcht vor Preußen, das als künftiger Erbe der zwei fränkischen Markgrafschaften ein unbequemer, ja gefährlicher Nachbar zu werden drohte. Noch mehr als Adam Friedrich war Franz Ludwig auf Wahrung seiner Souveränität bedacht, als weltlicher nicht minder wie als geistlicher Fürst. Jeder Beeinträchtigung der Rechte und Ansprüche, die er als Landesherr und als Bischof zu haben glaubte, trat er mit ebensoviel Klugheit als Nachdruck entgegen. Aber nicht das herrische, gewaltthätige Wesen des aufgeklärten Despoten kommt darin zum Ausdruck, sondern das aus reicher Erfahrung und tiefer Einsicht hervorgehende, vorsichtiger und sorgfältiger Prüfung entstammende Wollen. Er zieht es vor, nur einen Schritt vorwärts zu thun, wenn auch zwei möglich sind, um ja keinen Schritt zurücknehmen zu müssen und so seiner Autorität zu schaden. So wichtig ihm aber auch dieses Motiv ist, so ist es ihm doch durchaus nicht das einzige und ausschlaggebende. Franz Ludwig ist ein so wahrhaft frommer Christ, eine so durch und durch ethische und zugleich so fein und tief empfindende Persönlichkeit, daß er es nimmer über sich vermocht hätte, in die berechtigte Sphäre anderer einzugreifen. Je näher man ihm tritt, je aufmerksamer man seine Regierungshandlungen verfolgt, um so mehr überzeugt man sich, daß diesem Manne eigentlich alles was er that und unterließ, Gewissenssache war. Statt rasch entschlossen und leichtweg zu dekretiren oder mündlich Verfügungen zu treffen, läßt er sich auch über die geringfügigsten Dinge Bericht erstatten und von seinen Referendarien Vortrag halten; dann arbeitet er den Fall durch, läßt ihn liegen, nimmt ihn wieder vor, und endlich folgt die Entscheidung, die er ausschließlich sich selbst vorbehält. Zweifellos hat seine Praxis an dem schwerfälligsten aller Gerichte, an dem Reichskammergericht zu Wetzlar, zu dieser umständlichen Geschäftsbehandlung beigetragen. Aber seine Scheu, sich rasch schlüssig zu machen und, ohne viel nach rechts und links zu sehen, in kühnem, energischem Anlauf die Schwierigkeiten zu beseitigen und sich zu rascherem Vorwärtsgehen die Bahn frei zu machen, war gewiß auch in seinen Gesundheitsumständen begründet. Er war Hypochonder und mit der Sorge um sein Befinden wohl über Gebühr beschäftigt und

geplagt; sein Nervensystem war durch unablässige Arbeit und entsagungsvolles, ascetisches Ringen und Mühen stark angegriffen, was er selbst und sein Leibarzt, der mit seinem besonderen Vertrauen beehrte Professor Marcus in Bamberg, wohl erkannt haben. Seinen Fürstenberuf faßte er so hoch und so rein auf, daß er sich nimmer genug zu thun vermochte, und daß alles, was nicht mit seinem Ideal und dessen Verwirklichung in sichtbarem Zusammenhang stand, als unwesentlich zurückstehen mußte. Die alltäglichen Freuden und Genüsse des Daseins übten auf ihn keinen Reiz aus, und ebenso scheint er sich auch den Künsten gegenüber wenig empfänglich verhalten zu haben. Befriedigung suchte und fand er, wenn man von seinem religiösen Innenleben absieht, doch nur im gemeinnützigen Wirken, in patriarchalischem Sorgen und Walten, einem alles überwachenden, alles anordnenden, nur für die Seinen lebenden Familienvater vergleichbar. Trübe Erfahrungen und Verkennung seiner edeln Absichten konnten ihn wohl verletzen und verdüstern, niemals aber waren sie im Stande, ihn von dem Wege der Pflicht, den er sich vorgezeichnet hatte, abzubringen. Er war, wenn man will, nach dieser Seite hin Kantianer, ein Mann des kategorischen Imperativs, aber er war mehr als das: er war ein überzeugter Christ, und ein Christ der That.

Nicht mit Unrecht hat man schon auf den theokratischen Zug in der Regierung Franz Ludwigs aufmerksam gemacht; war er doch nicht bloß Fürst, sondern auch Bischof, Seelsorger und nicht bloß weltlicher Herrscher. Das kleinste Detail in der Verwaltung und Rechtspflege entging seinem scharfen Verstande nicht und erschien nicht zu klein ihm, dem eine tiefe und lautere Auffassung des Christenthums und eifrige Pflege des religiösen Lebens das Gewissen nur noch geschärft und veredelt hatte. Er verstand es wohl, Pracht und Prunk zu entfalten, wenn Kaiser und Könige zu ihm kamen und durch einen Besuch kundgaben, wie hoch er von ihnen und im ganzen Reiche geschätzt war, oder wenn er die Männer der Wissenschaft ehren wollte, die er zur zweihundertjährigen Jubelfeier seiner Universität geladen hatte. Aber für sich forderte er nichts; auf seiner einsamen Höhe wies er Schmeichler und Lobredner schroff von sich, wenn ihm auch für sein menschliches Empfinden ein Wort des Dankes, der Zustimmung und An-

erkennung nicht gleichgültig sein mochte. Manchem, der an ein milderes Regiment gewöhnt war und der, überdrüssig der Bevormundung, freiere Bewegung suchte, mochte er herb und herrisch erscheinen, und da und dort verstanden diejenigen, welche Aufklärung anders auffaßten und trieben als er, sein eifriges kirchliches Walten nicht. Feierte er doch nicht wie sein Vorgänger glänzende Hof- und Jagdfeste: nein, als schlichter Priester in bescheidenem Gewande durchzog er seine Bisthümer, auch in der ärmlichsten Dorfkirche predigend, die Schulen in Stadt und Land besuchend, lehrend, rügend und mahnend, überall in echt apostolischem Sinne mit ernstem Wort und vorbildlichem Wandel wirkend. Zeugnisse seines seelsorgerlichen Waltens sind seine Predigten, die nach seinem Tode im Druck erschienen sind, seine Hirtenbriefe, aus deren letzten man sieht, mit welch steigender Besorgniß er das Eindringen revolutionärer Ideen beobachtet, und die Ansprachen, die er 1783 bei den Exercitien im geistlichen Seminar gehalten hat und die mit ihrer herzgewinnenden Einfachheit, ihrer Wärme und ihrem sittlichen Ernste heute noch als Muster gelten können. Man wird den Bischof nicht richtig beurtheilen, wenn man sich nicht mit diesen Kundgebungen seines innersten Empfindens und Wollens gründlich bekannt gemacht hat.

Eingehender den Mann zu schildern, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, ist hier nicht der Ort. Neuerdings hat ihn F. Leitschuh in seiner Schrift „Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog von Franken. Ein Charakterbild, nach den Quellen bearbeitet. Bamberg 1894" dargestellt und am Schlusse in dankenswerther Weise die für eine noch zu schreibende und von dem Verfasser selbst in Aussicht gestellte Biographie in Betracht kommende Litteratur verzeichnet. Wir schöpfen die folgenden Mittheilungen aus den zeitgenössischen Quellen, an die wir uns auch in der oben versuchten Charakterisirung des Fürsten ausschließlich gehalten haben. Von diesen Quellen sind besonders namhaft zu machen: Selbstbiographie des Kanzlers Wagner, herausgegeben von A. Schäffler; Bruchstücke einer Selbstbiographie des Staatsraths Joh. Michael von Seuffert in „Mnemosyne, Beilage zur Neuen Würzburger Zeitung 1843, Beil. 1—7"; Sprenke, G. A., Franz Ludwig aus dem freiherr-

lichen Geschlechte von und zu Erthal, Würzburg 1826; die Aufzeichnung Oberthürs, welche wir, soweit sie sich auf Franz Ludwig direkt bezieht, wörtlich abdrucken; dann verschiedene Protokolle des Gebrechenamts, die nach Jahrgängen zusammengestellt sind, und andere Schriftstücke des kgl. Kreisarchivs Würzburg, auf welche wir von Herrn Kreisarchivar Göbl aufmerksam gemacht worden sind; Papiere Franz Ludwigs im v. Seuffert'schen Nachlaß, deren Einsichtnahme von Herrn Prof. Dr. Seuffert in München gestattet worden ist. Nicht eine systematische Ausbeutung dieser und anderer uns vorliegender Schriftstücke aus der Zeit und Umgebung des Fürstbischofs lag in unserem Plane. Zunächst war nur eine Veröffentlichung des Wortlauts der Oberthür'schen Arbeit beabsichtigt; je länger wir uns aber mit ihr beschäftigten, um so mehr forderte sie zur Prüfung, Ergänzung und Berichtigung heraus, um so wünschenswerther schien es, auch die Zeugnisse anderer Zeitgenossen des Fürsten anzurufen und an dem geeigneten Orte aufzuführen. Da und dort gab uns eine Aeußerung Oberthürs den willkommenen Anlaß, jenen Zeitgenossen zu einem ausführlicheren Bericht das Wort zu geben, der, wie wir hoffen, als schätzbarer Beitrag zur Lebens- und Regierungsgeschichte Franz Ludwigs gerne entgegengenommen und von einem künftigen Biographen als nützlich erkannt wird.

So erscheint denn die Aufzeichnung Oberthürs mit einem ziemlich großen Gefolge, welches ihr an Wichtigkeit nicht sehr nachsteht, vielleicht manches vor ihr voraus hat. Sie selber ist durchaus subjektiv; der Verfasser mit seinen guten und schwachen Seiten kommt überall in ihr zum Vorschein. Was er schreibt, ist mehr oder weniger eine Geschichte seiner Beziehungen zu dem Fürsten, den er zu sehr nach seinem eigenen Fürstenideal, nach Adam Friedrich beurtheilt und nicht als eigenartige Individualität zu erfassen willens oder im Stande ist. Immer und immer wieder tritt er selbst in den Vordergrund, als ob er für Franz Ludwig eine besonders wichtige Persönlichkeit gewesen wäre; man lese beispielsweise, was er in naiver Wichtigthuerei über seine Stellung zu dem Neugewählten zu erzählen weiß, oder am Schluß den weitschweifigen bombastischen Bericht über das „Assimilations"-Verfahren, dem er nur Dank seiner Festigkeit nicht zum Opfer gefallen

sei. Dann streut er Anekdoten ein, wie sie ihm noch in der Erinnerung hafteten und immerhin zur Charakterisirung des Fürsten dienen, wenn sie ihn auch nicht gerade in günstigster Beleuchtung zeigen. Sie streifen theilweise an Klatsch an, sind harmloser Art und dürfen durchaus nicht mit Erzeugnissen feindseligen Spottes und giftig hämischer Nachrede verwechselt werden, unter welchen „Kurzer und treuer Abriß der seither geführten Staatsverwaltung im Hochstifte Würzburg, 1803" obenan steht, eine Schrift, die zwar nicht Franz Ludwig, wohl aber die Männer, mit denen er sich umgeben hatte, schonungslos angreift. Solche Pfeile abzusenden, das hätte Oberthür mit seinem guten Herzen nimmermehr über sich vermocht. So wenig sympathisch ihm der Nachfolger seines Gönners auf dem bischöflichen Stuhle gewesen ist, so viel Ursache er auch gehabt haben mag, sich nicht gerade wohl zu fühlen in der kälter gewordenen Atmosphäre, auf dem freudeloseren Boden, unter den Augen eines gegen sich und Andere so strengen Regenten, so konnte er sich doch nicht dem Eindruck entziehen, den die sittliche Größe des edlen Herrschers auf ihn, den für alles Gute und Erhabene so empfänglichen Mann, machte. Mehr als einmal legt er davon Zeugniß ab mit wenigen, aber wirksamen Worten, die ihm Ehre machen. So möge er denn selber reden, nachdem wir ihn vorgestellt und eingeführt haben!

„Als die Sonne meines Glückes, die Regierung des trefflichen Fürstens Adam Friedrich, sich zu ihrem Untergang neigte und er auf dem Punkte stand, ein volles Vierteljahrhundert seines wohlthätigen Regenten-Lebens und Wirkens zu vollenden, war mein Kredit im Vaterlande und im Auslande bereits schon zu einem bemerkbaren Grade gestiegen, und ich durfte mich der Bekanntschaft und der Gunst der angesehensten Familien und der bedeutendsten Männer des Hofes und des Landes freuen. Gott wollte mir diese mir so nöthige Stütze, das Leben dieses meines Wohlthäters so lange erhalten, bis ich soweit feststehen und den Stürmen trotzen konnte, die, mir noch unbewußt und unbekannt, drohten, um ihnen nicht zu unterliegen.

Da ward ich nun von mehreren Bekannten aufgefordert, mich dem Domherrn von Erthal zu nähern, der meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Dieser Herr von Erthal, der jüngere Bruder des Kurfürstens zu Maynz [1]), Domherr zu Wirzburg und Bamberg, war als wissenschaftlich gebildeter und geschickter, erfahrener und selbst fromm religiöser Staatsmann geachtet in Franken nicht nur, sondern auch im Deutschen Reiche. Dort bekleidete er die Stelle eines Regierungspräsidenten und hier die eines kaiserlichen Konkommissairs am Reichstage zu Regenspurg, nachdem er als kaiserlicher Bevollmächtigter das Reichsgericht zu Wetzlar untersucht hatte.

Kam dieser Herr von Erthal nach Wirzburg, wohin ihn seine Dompräbende jährlich ein paarmal zur peremptorischen Versammlung des Kapitels rief, und ich begegnete ihm auf der Straße oder in irgendeiner Gesellschaft, so zeichnete er mich auf eine auffallende Art aus, blieb auf der Straße lange bei mir stehen, und trennte sich von jedem, mit dem er bis dahin gesprochen, um mit mir sich zu unterhalten, wenn wir in Gesellschaft zusammentrafen, was öfters selbst im Hofe geschah, wo ich mich zu einem Conzerte

oder zur Theilnahme an der da aufgeführten Opera einfand. Ich konnte mir den Grund zu jener Aufforderung, die Bekannte an mich machten und alle auch besondere Verehrer dieses Herrn von Erthals waren, und ebensowenig den der Auszeichnung, den mir dieser persönlich erwies, durchaus nicht denken, und nahm jene wie diese als vorübergehende persönliche Laune an. Jenen Provokanten antwortete ich aber bestimmt, daß (ich) bei all der Verehrung, die ich dem Herrn von Erthal schuldig seie, und bei all dem Interesse, das dessen nähere Bekanntschaft für mich sonst noch haben würde, diese nicht suchen nicht pflegen würde, nicht suchen nicht pflegen dürfe, um nicht undankbar gegen meinen Wohlthäter, gegen den edeln Fürsten Adam Friedrich zu sein und nicht zu scheinen, als wollte ich der untergehenden Sonne den Rücken zuwenden, um die aufgehende zu begrüßen, was ich mir selbst so wenig als jener verzeihen würde, der wohl voraussah, daß Herr von Erthal sich um die Würde bewerben werde, die er itzt als Bischof von Bamberg und Wirzburg bekleide, und dem es wohl bekannt war, daß itzt schon seine Maximen und Handlungen an diesem einen scharfen Zensor haben und nach seinem Tode einen Reformator haben würden, wenn ihm Wunsch und Absicht gelingen und er zu seinem Nachfolger gewählt werden sollte.

Bei meinem Entschlusse, mich ihm nicht zu nähern, blieb ich getreu, bis mich das Schicksal zur Theilnahme an der Isenbiehlischen Sache rief, Dalberg mein Schreiben an den Herrn von Erthal nach Regensburg schickte, dieser in seiner Antwort so liberale Denkungsart äußerte, und versicherte, daß er sich in der Sache verwenden wolle[2]). Da schien es nun das Interesse, so wir selbst an der Sache nahmen, zu fodern, dem Vermittler Achtung und Dankbarkeit zu erzeigen, und ich dachte nur darauf, wie ich mich diesem nähern könne, um zu erfüllen, was Wohlstand und das neue Verhältniß heischen möchte, ohne dem Fürsten Veranlassung zu geben, mich einer falschen Politik zu beschuldigen, die mich ängstlicher auf eine (ohnehin auch noch nicht sichere) Zukunft als auf die Gegenwart und das was ich seiner Person schuldig seie, denken lasse — eine Zweideutigkeit, die ich ganz von Natur aus verabscheute. Der weitere Erfolg der von dem Bruder des Kurfürstens übernommenen Vermittlung, und überhaupt über den Ver-

lauf der Isenbiehlischen Sache, soweit ich wenigstens darin verwickelt war, sowie der Aufschluß der besonderen Bewerbung meiner Person zum Dienste des Herrn von Erthal sind Gegenstände, welche der nächsten Periode meines Lebens vorbehalten bleiben. Letztern erhielt ich erst, nachdem die seiner ersten widersprechende spätere Behandlung meiner Person dem Publikum ebenso auffiel, als früher die erstere mich auszeichnende dessen Aufmerksamkeit erregt hatte. — —

Die nach Adam Friedrichs Tode eintretende Zwischenregierung des Domkapitels zeichnete sich in einem schneidenden Kontraste von der aus, welche dessen Wahle nach dem Tode seines Vorfahrens Karl Philipps von Greifenklau vorhergieng [3]). Diese war die stürmenste, von der man je gesprochen, geleitet vorzüglich durch eines der Mitglieder des Kapitels, das an Stolz und Rohheit kaum leicht seinesgleichen finden würde. Einige um den Staat hochverdiente Männer wurden mißhandelt auf die ungerechteste Weise, und Anstalten vernichtet, welche das Werk derselben waren und sehr wohlthätig wirkten.

Nach Adam Friedrichs Tode trat Herr von Erthal als Kandidat der Fürstenwürde auf. Da es nun doch einmal Sitte und fast Nothwendigkeit war, den Weg des Stimmensuchens einzuschlagen, um zum Ziele zu gelangen das man seinen Wünschen gesetzt, so darf man es diesem Manne nicht übel nehmen, daß auch er that was vor ihm alle thaten, welche in gleicher Lage sich befanden, und um so weniger, da er wirklich Eigenschaften besaß, die ihn empfahlen, so zwar, daß er, ohne Rivale zu fürchten, seine Schritte machen konnte und gewiß auch mit Grund glaubte, daß er Kraft und Willen habe, zum Nutzen des Volkes und seiner Ehre den Fürstenstuhl eines Bischofs einzunehmen. Bald erhielt er vorläufig die Stimmen der sämmtlichen Wahlherrn, nur Einer derselben [4]), ein Mann von bizarrem Humor, voll Kenntnisse, zwar selbst Kunstkenner und Kunstfreund aber fast malitiöser und schadenfroher oder neckender Menschenfeind, also eine Ausnahme von der Regel, daß human auch sei wer Künste und Wissenschaften pfleget, sagte ihm seine Stimme nicht zu, verweigerte sie ihm aber auch nicht, und ließ den Kandidaten in Ungewißheit darüber, was diesen doch ängstigte, der gerne die Ehre und Freude gehabt hätte,

durch wirklich allgemeine einstimmige Wahl der sämmtlichen wählenden Kapitularen sich erhoben zu sehen. Noch am Tage vor der feierlichen Wahl trat Herr von Erthal zu dem Manne bittend und klagend „warum wollen Sie allein mir ihre Stimme nicht geben, die mir alle übrigen Wählenden so bereitwillig gegeben"? — eine Klage, die er tiefgerührt und unter Thränen vorbrachte — „damit ich," antwortete der harte Mann, „das Vergnügen noch habe, meinen künftigen Herzog zu Franken vor mir weinen zu sehen". Am Tage der Wahl stimmte er für ihn mit den übrigen Wahlherren.

Da es nun bald entschieden war, daß auf den Herrn von Erthal die feierliche Wahl fallen werde, so drängte sich auch bald alles zu ihm hin, um Glückwünsche ihm zu bringen. Ich war keiner der eilfertigsten Gratulanten, wollte auch nicht einer der letzten sein. Ich hielt mich auch hier in der Mitte, um weder zudringlich und nach Gunst haschend, weder zu nachlässig oder zu gleichgültig zu scheinen. Doch schien letzteres manchem meiner Freunde der Fall zu sein, die glaubten, mich erinnern zu müssen, um den Wohlstand zu beobachten. Ich kam zur rechten Zeit, nicht zu spät und nicht zu bald, aber leider bald genug, um für die Zukunft das Omen zu empfangen, das mich fürchten machte. Ich traf eben zwei meiner Kollegen, zwei Jesuiten, Holzklau und Wiesner[5]) bei ihm an. Mit diesen unterhielt er sich lange und freundlich, ohne mit mir zu sprechen, dessen Glückwunsch er ziemlich gleichgültig annahm. Es fiel mir auf und suchte mich nach diesen beiden Herren erst zu entfernen, um zu sehen ob er wieder gut machen werde, was er meines Dunkens nach eben nicht ganz klug gemacht, indem er mich so gleichgültig behandelt hatte, um vielleicht jenen sich um so geneigter zu zeigen. Was ich diesem Omen zufolge fürchtete, geschah wirklich. Die Jesuiten versprachen sich viel von dem künftigen Regenten, sprachen öffentlich von besseren Zeiten und von Wiederherstellung einiger alter Gebräuche bei der Fakultät, welche erst kürzlich mit Genehmigung des verstorbenen Fürsten auf meinen, des damaligen Dekans derselben, Vorschlag aufgehoben worden[6]), und feierten zum voraus noch vor dem errungenen Siege mit lautem vorlaufigen Jubel ihren Triumpfe. Ich glaubte es der guten Sache selbst, dem Berufe und der Ehre

des künftigen Regenten schuldig zu sein, einigen meiner besondern Freunde im Domkapitel, die zugleich unter den ältesten und bedeutendsten Mitgliedern dieses Kollegiums waren, meine Bemerkungen mitzutheilen und sie zu bitten, den Herrn von Erthal aufmerksam zu machen und ihn zu warnen, daß er nicht zu viel den Jesuiten traue und Gunst bezeige. „Wollen Sie es, halten Sie es für sachdienlich, so soll der Jesuit, der so vorlaut gesprochen, in das Kapitel gewiesen werden und den verdienten Verweis bekommen", war die Antwort. Mir und meiner Absicht genüge es, erwiederte ich, daß der künftige Regent gewarnt wird, um nicht von Leuten mißbraucht zu werden, die mehr auf sich als auf das denken was gemeinnützlich ist. Die Erinnerung muß gemacht worden sein und gewirkt haben. Denn in der Folge sagte mir der neugewählte Fürst: „Ich will nicht haben, daß es heiße, die Jesuiten regieren mich". Worauf ich nur antworten konnte, daß ich weit davon entfernt seie, mir Einfluß auf seine Regierung zuzumuthen und anzumaßen.

Mit des neuen Fürsten Regierung trete ich nun in eine neue, in die wichtigste Epoche meines öffentlichen Lebens.

Franz Ludwig war unstreitig als Fürst und Bischof einer der ausgezeichnetsten dieser Würdenträger und von ganz Deutschland dafür erkannt, fast durch eine allgemeine von seinen Franken ausgesprochene Apotheose gefeiert, bleibt jedem, der lange und in der Nähe ihn zu beobachten Gelegenheit gehabt, ein in aller Rücksicht merkwürdiger Mensch, aber von einem nicht so leicht zu enträthselnden Charakter. Es lag so viel Gutes und Großes aber auch wieder so viel Kleines und Hartes, überhaupt so viel Widersprechendes darin, daß es schwer hält einen Punkt zu finden, wo sich diese sonderbare Mischung in Einheit auflöste und das Ganze sich übersehen ließe. Wenige waren in so vielerlei Verkehr mit ihm als ich: oft auf der höchsten Stufe seines Zutrauens und ebenso oft auch wieder tief herabgesetzt und selbst verfolgt, bis endlich auf der einen Seite meine behauptete Gleichmüthigkeit und unbezwingbare Festigkeit Besinnung und Gefühl des mir geschehenen Unrechts auf der andern mich als Sieger so gehoben, daß wir in Frieden und sogar nach erhaltener Genugthuung von einander geschieden, er in die Ewigkeit, ich in eine neue Periode des Lebens

übertrat, die aber nicht viel erfreulicher für mich ausfiel als die von der ich beim Tode dieses Regenten austrat.

Das Resultat meiner Beobachtungen und gemachten Erfahrungen ist nun folgendes: Der Kopf war gut, auch trefflich durch Talente und Bildung; das Herz nicht weich genug von der Natur geschaffen; der Körper zu Hypochondrie geneigt, was sich in der schwarzgelben Gesichtsfarbe offenbarte[7]). Stolz[8]) und mächtiger innerer Drang nach dem Großen und Ausgezeichneten war bei ihm herrschende Leidenschaft nach seiner eigenen Geständniß. Der Kopf war durch Wissenschaft, besonders durch die der Rechte, durch Erfahrung und lange Uebung in einem geschäftvollen Leben gebildet; das Herz durch eine strenge religiöse Erziehung und Umgang mit einigen wenigen durch Naturanlage und Bildung gleichgestimmten, also auch gleichgesinnten jungen Freunden, durch mühesam errungene Tugend erweicht[9]), gemildert, durchgearbeitet und für das praktische Leben mit Anstrengung zubereitet; die Kenntniß der Religionstheorie nicht tief und im Geiste ergriffen, großentheils scholastisch.

Noch als Privatmann hatte Franz Ludwig sich manche scharfe Kritiken über seines Vorfahrens glänzenden Hofstaat und dessen Regierungsweise erlaubt, fand aber das Volk zufrieden, und bei dem Tode desselben ein allgemeines tiefes Trauern und lautes Klagen, in dem die innigste Liebe des Volkes gegen diesen guten Fürsten sich aussprach, und äußerte, da er, mit der größten Hoffnung, ihn wirklich zu besteigen, auf den erledigten Fürstenstuhl erhoben zu werden suchte: „Die Franken sollen glauben, ihr geliebter Adam Friedrich lebe noch und sei nur zwanzig Jahre jünger geworden.“ Er mag sich, da er dieses versprach, sich selbst getäuscht und, da er in einer solchen Krise, in der er sich damals als Kandidat einer glänzenden Würde befand, nämlich in einer erhöhten Regsamkeit des Geistes und bei Vorsätzen, dieser glänzenden hohen Würde noch einen höheren Glanz durch seine Regierungsweise zu geben, geglaubt haben, er werde seiner Natur, seinem Temperamente, seiner Geistesstimmung und früheren, eine Zeit lang nur durch Amtszwang aufgehobenen, einstens gewöhnten Lebensweise, die jetzt bei seiner Unabhängigkeit wieder in ihr altes Recht wird eintreten wollen, Meister werden können. Wenigstens hat er im

ganzen das Land getäuscht: er ward auf mehreren Seiten seines Vorfahrens gänzliches Gegenstück.

Ich muß nun freilich die Parallele zwischen diesen beiden Charakteren nach den Hauptzügen der Verschiedenheit durchführen, um so mehr, da man den guten Adam Friedrich über Franz Ludwig vergessen zu haben scheint; was Undank und Ungerechtigkeit wäre, indem jener viele wesentliche Vorzüge vor diesem und für das Land, so er beherrschte, ausgezeichnete Verdienste hatte, besonders wenn man Rücksicht auf die Zeit nimmt, in der er lebte und wirkte[10]). Er war einer der ersten deutschen Fürsten, der Hand an eine Reformation anlegte, wo man damals erkannte, daß eine nothwendig seie. Die ersten Kunststraßen in Franken wurden von ihm angelegt; die Zahl der Feiertage von ihm gemindert; ein Seminarium für Schullehrer errichtet und eine Kommission für die Verbesserung des Schulwesens niedergesetzt[11]); Maulbeerbäume gepflanzt, um Seiden zu gewinnen; Verschönerungen an öffentlichen Plätzen vorgenommen; der neuen Münzkonvention beigetreten; Milderung in die Kriminalgesetzgebung gebracht[12]); Talente gewecket und unterstütze, um Wissenschaften und Künste zu heben; den feinern Genuß des gesellschaftlichen Lebens zu fördern gesucht[13]); gerne zufriedene und frohe Menschen um sich gesehen, getröstet, wo er nicht helfen konnte, freundlich und wohlwollend sich gegen jederman bewiesen. Er liebte nach alter Sitte des deutschen Charakters die Jagd[14]) wie Pracht an seinem Hofe. Er hatte von beiden Liebhabereien ein reizendes Beispiel an seinem mütterlichen Oheimen und Vorfahren an der Regierung beider geistlicher Fürstenthümer Bamberg und Wirzburg, dem wirklich großen und als solchen allgemein in Deutschland geachteten Regenten[15]).

An seinen Vergnügungen ließ er gerne jedermann Antheil nehmen, soviel es der Anstand nur immer leiden mochte, und niemand durfte ihm ausweichen wer ihm begegnete, wenn er mit seinem Gefolge beim ländlichen Aufenthalt lustwandelte. Konnte er jemand eine Gnade erweisen, hatte er eine leergewordene Stelle zu besetzen, so geschah das so frühe als möglich wie auf die feinste und verbindlichste Weise. Dadurch erhöhte er den Werth seiner Wohlthat, that seinem Wohlwollen und seinem Hang wohlthätig zu sein und Freude zu machen wo und soviel er konnte selbst auch

erst Genüge. Er kannte seine Leute und bestimmte ihnen bald und womöglich schon voraus das Gute was er voraussehen konnte es paßte für sie wie auch sie für die Stelle passen, die er ihnen vorläufig zugedacht. Es charakterisirt beide Regenten, was dem Fürsten Franz Ludwig selbst auffiel, aus dessen Munde ich die Anekdote vernommen, was ihm ein Supplikant auf die Frage, ob er auch bei seinem Vorfahrer um eine Stelle gebeten, antwortete: „Ja! Bei diesem kam man immer zu spät, und bei Ihnen immer zu bald.“

Ich setze nun von diesem Vergleichungspunkte an, Franz Ludwig dem Fürsten Adam Friedrich gegenüberzustellen. Er traute den Menschen nicht leicht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Maxime, die Menschen so lange für böse zu halten bis man sie aus Erfahrung für gut erkannt habe, sich eigen gemacht[16]. Er wollte auch bei Dienstbegebungen nicht durch fremden Einfluß sich bestimmen lassen, nach eigener Einsicht wählen, und sich nicht in der Wahl irren, hatte dafür aber auch nur gar zu oft sich durch Heuchler getäuscht[17], durch die Tücke und Intriken seiner Dienerschaft verleitet, und noch öfters durch eigenes schnell gefaßtes und durch einen Zufall bestimmtes Urtheil und diesem folgende Entschließung hintergangen zu sehen — eine Folge des zu großen Zutrauen auf eigene Einsicht, eines zu weit getriebenen Mißtrauens auf andere Menschen: die nicht seltene Strafe des Stolzes!

An seiner Kleidung schien er nur eine niedliche Perücke zu achten, erschien immer schwarz mit Mantel und Kragen bekleidet, zuweilen in einem Talare[18]. Wenn er dem Herkommen nach an seinem Hofe Gesellschaft sehen mußte, fühlte er einen Zwang, dessen er los zu werden suchte wo es immer möglich war. „Ich bin ein Sklave“, sagte er mir einmal ganz verdrießlich, als ich bei ihm war, wo ihn eben die Stunde zur versammelten Gesellschaft rief. „Es gehört mit zum Fürstenberufe“, antwortete ich ihm, „auch der Gesellschaft und dem Herkommen sich hingeben.“ Der Umgang mit Damen, wie ihn die Etiquette des Hoftones damals noch forderte oder auch nur gewohnt war, war nicht nach seinem Geschmacke[19]. Es kostete nicht viel so hatte er eine öffentlich beschämt, die ihm nicht sittsam genug gekleidet zu sein schien.

Und als der Herzog Karl von Wirtemberg mit der Gräfin von Hohenheim [ihn] besuchte, die damals noch nicht die öffentlich erklärte Gemahlin desselben war, hielt es schwer ihn zu bewegen, daß er sie dem Herkommen gemäß zur Tafel führte, was er doch endlich that, nachdem man ihn näher über das zwischen ihr und dem Herzoge bestehende, nur noch nicht öffentlich erklärte Verhältniß belehrt hatte[20]). Dafür zeigte er sich um so artiger gegen eine Freundin von mir, die mit ihrem Gatten dem Professor Meiners[21]) aus Göttingen mein Gast war. Ich begleitete diese meine Gäste nach Hofe, wo er sie bereits erwartete, sie selbst hereinführte und am Ende selbst den Wagen bestellte, der uns wieder nach Hause bringen mußte. Er glaubte aber auch in dieser Dame die heilige Cäcilia sich vergegenwärtigt zu sehen. Er bediente sich wenigstens eines Ausdruckes, der einen solchen Vergleich voraussetzte. Durch ein Handbillet ward ich von ihm aufgefodert, die Gräfin Hohenheim in die von mir eingerichtete Töchterschule zu führen, die sie zu sehen gewünscht hatte, und eine Vorlesung in der Theologie zu halten, welcher der Herzog beiwohnte. Eine ausgezeichnete selbst meinen Wünschen zuvorkommende Aufnahme am Hofe zu Stuttgardt, wohin mich meine Lust zu reisen bald darauf führte, war die Folge der zu Wirzburg gemachten näheren Bekanntschaft dieses Fürstenpaares.

In Rücksicht auf Sittlichkeit lag ihm nichts so sehr am Herzen als die Reinheit von fleischlichen Ausschweifungen, so daß Menschenkenner mit Grund schließen konnten, seine Tugend habe gegen diesen natürlichsten Hang seines Temperamentes den härtesten Kampf zu kämpfen, und auch er müsse geglaubt haben, seine bischöfliche Sorgfalt vorzüglich gegen alles das in Eifer setzen zu müssen, was dieser auch bei seinen Untergebenen entgegensein oder auch nur gefährlich sein könnte. Man merkte dieses bald an ihm, und manche Zeloten[22]) oder aus Gewinnsucht niedrige Verläumder traten als Ankläger von einem und dem andern ihrer Mitbürger bei ihm auf, welche das Publikum mit dem Namen „Keuschheits-Commissäre" verachtete und so laut haßte, daß er selbst sich darüber unwillig zeigen mußte. Ein allzuhäufiger Ehesegen galt ihm für eine Ausschweifung; wenigstens soll er sich bei der Gelegenheit, daß ein gewisser Hausvater ihn geltend zu machen suchte,

um eine bessere Stelle zu erhalten, sich so geäußert haben, daß man bei ihm eine solche Ansicht vermuthen konnte[23]).

Eine seiner ausgezeichnetsten Regenten-Handlungen war die Sorge, das Armenwesen in der Residenzstadt und für das Land in Ordnung zu bringen[24]). Er wollte mir das Geschäft übertragen. So schmeichelhaft mir dieses Zutrauen unter anderen Verhältnissen hätte sein müssen, so wenig konnte ich ihm entsprechen[25]), denn es lag im Hintergrund eine andere Absicht bei ihm versteckt, die mir nicht entgehen konnte. Er wollte mich vom Lehramt entfernen, von dem ich fest entschlossen war nicht zu weichen. Ich konnte mich auch diesem Geschäfte nicht so ganz hingeben, weil schon die Aufsicht des Stadtschulwesens auf mir lastete. Ich gab ihm aber den Rath, eine Kommission von mehreren Staatsdiener jeden Ranges niederzusetzen, und gerne wollte ich auch auf einige Stunden diesem Geschäfte als Beisitzer [mich] hingeben und sie meinen literarischen Arbeiten entziehen. Mein Rath ward angenommen, eine Kommission angeordnet, wo der Fürst selbst präsidirte. Sie versammelte sich jeden Mitwochen in den Frühestunden. Ich werde in der Folge wieder darauf zurückkommen, wo meine Theilnahme an diesem Geschäfte als ein eigenes Moment meines öffentlichen Lebens angegeben werden muß. Hier nehme ich nur die Veranlassung, einen Zug zur Charakteristik dieses Fürsten herauszuheben. Wohlthätiger als er gegen Arme konnte wohl Niemand sein. Er entschied immer, wenn die Mitglieder nicht einig werden konnten, zu Gunsten der Armen, und zwar durch Anweisung auf seine eigene Kasse. Sein Vermögen ward auch das Erbe derselben[26]).

Aber freigebig war er sonst gar nicht[27]) noch viel weniger großmüthig in reeller Belohnung von Verdiensten, auch dann nicht wo sie eine große Wohlthat gewesen wäre und Bedürfnissen abgeholfen hätte, die wirklich da waren, nur nicht so ganz offenbar der Welt vor Augen lagen. Das kam daher: Er hatte nie selbst in eigener Person sein Vermögen verwaltet und nie selbst seine Bedürfnisse weiter zu befriedigen gesucht, als daß er Andern die Sorge dafür übertragen, und konnte daher nicht selbst das wahre Bedürfniß einer Familie oder auch eines einzelnen Individuums bemessen. Als ich den Antrag machte, jedem Rektor einer soge-

nannten lateinischen Trivialschule möchte ein Salarium von wenigstens dreihundert Gulden angewiesen werden, konnte er sich nicht genug verwundern über diese, wie sie ihm schien, übertriebene Forderung, die ich für höchst bescheiden ansah in Rücksicht daß diese Leute schwer an dem Joche eines Schuldienstes tragen und, ohne auf eigentliches vergnügtes Leben rechnen zu dürfen, für eine Familie zu sorgen hatten, die gar oft auch zahlreich und daher wahrhaft bedürftig war. Ein anderes Beispiel, wie unbekannt ihm die eigentliche Freigebigkeit gewesen wo nicht gerade ein offenbares Bedürfniß ihn zur Hülfe aufgefodert, mag folgendes sein: Ich rühmte ihm das Institut für die Bildung von Kameralisten und überhaupt für künftige Geschäftsmänner. Er äußerte den Wunsch, daß der von ihm aufgestellte Lehrer der Kameralwissenschaften[28]) es besuche, und [daß er] gerne ihm die zu einer solchen Reise nöthige Ausgabe erleichtern wolle. Ich erbote mich, die Reise selbst zu machen und den neuen Kollegen einzuladen, mich dahin zu begleiten. Das war ihm lieb; aber wie die Reise zu erleichtern, fiel ihm nicht ein. Und doch war es ein freiwilliges Opfer, das ich hier dem Staate bringen wollte, um einen jungen Mann in Stand zu setzen nützlicher für dessen Dienst zu machen. Und dieser war ohnehin reicher als ich, und hätte eigentlich allein den Hauptgewinn von dieser Reise an der Erweiterung seiner Kenntnisse gehabt.

Diese Erfahrung habe ich noch dreimal gemacht, daß er zur eigentlichen Freigebigkeit und noch viel weniger zur Großmuth keinen natürlichen Hang, fast keinen Sinn dafür gehabt. Einmal als meine Kollegen, die Jesuiten, ihn um Vermehrung ihres Salariums bitten wollten, sollte ich von ihrem Ansuchen nichts erfahren, weil sie glaubten, daß [sie] in dem Verhältnisse, in dem ich mich zu dem Fürsten befunden, abgewiesen werden würden, wenn auch ich Antheil daran nehmen wollte. Einer, der aber freilich nicht zur Gesellschaft Jesu gehörte, bestand aber darauf, daß es ohne mein Mitwissen nicht angehe, machte mich mit dem Vorhaben derselben, aber auch mit der Bedenklichkeit derselben bekannt. Ich sagte diesem: „Die Herren möchten dem Fürsten nur geradezu in meinem Namen erklären, daß, wenn ich schuld daran sein sollte, daß ihre gerechte Bitte nicht erhöret würde, ich nichts

verlange". Die Bitte ward erhöret: jeder bekam die Zulage, ich nichts. „Der will nichts", sagte er von mir. Und doch hatte ich das mühevolle Geschäft der Schulen-Reform und der Organisation der Armen-Polizei, die großentheils auch mein Werk war. So lieb es mir war, Gelegenheit zu haben, meine Uneigennützigkeit zu zeigen, weil ich dann mit mehr Zuversicht über öffentliche Angelegenheiten sprechen und handlen konnte, so gerne hätte ich jeden Zuwachs zu meinen Einkünften angenommen, weil ich ihn zu gebrauchen wußte. War das von einem Fürsten klein gedacht und kann zur Noth durch meine Erklärung entschuldigt werden oder vielleicht auch gar durch die Art und Weise wie meine Kollegen sie dem Fürsten vorgetragen haben mögen, einigermaßen gerechtfertigt werden, so darf man es wohl schmutzig und eines Fürsten unwürdig nennen, daß er mir zumuthete, meinem Lehramte zu entsagen. Er wolle mir zweihundert Gulden — statt der fünfhundert, die ich in der Eigenschaft als akademischer Lehrer bezog — [geben] und mich an Geschäften bereichern; ich dürfte ja nur den Prätext nehmen, daß ich — nehmlich mit meinem Kanonikate versehen nichts weiter vonnöthen habe. Dafür mußte er sich aber auch die Demüthigung gefallen lassen, daß ich ihm versicherte, nicht von der Stelle weichen zu wollen, und nicht gewohnt seie, mich in irgend einer Sache eines Vorwandes zu bedienen. Ungerecht und niedrig rachesüchtig kam er mir vor, da er in einem Momente, wo er feindlich gegen mich sich [zeigte], erklärte: „Er wisse, daß ich Geld aufgenommen und für das Schulwesen verwendet habe; Er würde es mir nicht ersetzen." Ein Freund hatte mir auf drei Jahre lang ohne Zinsen zahlen zu müssen [die Summe] vorgeschossen, die ich zur Erweiterung des Schulwesens verwenden sollte und auch wirklich verwendete, zuvor aber dem Fürsten darüber die schuldige Anzeige machte, ohne daß er was dagegen eingewendet hätte. Darauf erklärte ich laut, ich würde auf seine Hinterlassenschaft Arrest schlagen zur Sicherung dieser Summe, indem ich nicht ohne sein Wissen mich dieser Schuld unterzogen, und zwar im Dienste und zum Vortheile des Staates in einer Angelegenheit desselben, die mir nur Mühe und Verdruß verursachte, ohne irgend einen eigenen Vortheil. Nun sehe man aber auch hier wieder die sonderbare Mischung des Niedrigen mit

dem Feinen und Schönen und das Wechseln der Gesinnungen nach Aufwallungen von Launen und Leidenschaften. Als er erfahren hatte, ich bewirthe obengenannte Freunde aus Göttingen[29]) in meinem Hause, schickte er mir zur Mittagsstunde, da ich eben mit meinen Gästen zu Tische saß, die Anweisung auf dreitausend Gulden und die Zinsen. Ich nahm diese nicht an, weil ich selbst keine zu entrichten hatte, dankte aber schönstens für die Kapitalsumme, und bewunderte die Feinheit, mit der er wieder alles gut zu machen, mich zu befriedigen, aber auch sich gegen Vorwürfe zu sichern wußte, so daß ich gerne hier Schatten und Licht einander entgegenstelle.

Galt es nun aber seiner Fürstenehre im großen, so war ihm nichts zu viel, was ihn an Pracht und Geschmack auszeichnen konnte[30]). Prächtiger und großmüthiger hätte kein Monarch in Europa das zweite Jubeljahr der Wirzburgischen Hochschule feiern können als er es wirklich gefeiert[31]), wozu aber nun freilich auch der Umstand das seinige beigetragen haben mag, daß sie von einem seiner Ahnen, dem unsterblichen Julius Echter von Mespelbrunn, gestiftet worden, von dessen Schwester die Erthale abstammten[32]). Mit wahrhaft königlichem Aufwand und mit den feinsten und reizendsten Feierlichkeiten bewirthete er an seinem Hoflager die beiden deutschen Kaiser Leopold II. und Franz II., dann Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, und erntete nicht gemeinen Beifall und Dank, ja selbst Bewunderung seiner erhabenen Gäste dafür ein[33]).

In der Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus Oesterreich gab er seinem Vorfahrer nichts nach[34]). Dienten dessen Truppen demselben im siebenjährigen Kriege, so sandte Franz Ludwig die seinen nach Brabant, um durch sie die Rechte des Landesherrn gegen Volkes Aufruhr zu sichern, mit der Bemerkung, das Militär müsse in seiner Berufsbestimmung ebenso geübt werden wie jede andere Kunst, und in dieser Bestimmung, die er den Seinigen hier gebe, könne man ihm den Vorwurf nicht machen, als verhandle er die ihm anvertrauten Menschen um schnöden Gewinn, und [er] setze sie doch eigentlich keiner gefährlichen, keiner blutigen Operation aus, da sie nur durch ihr Dasein ein empörtes Volk in Ordnung zu halten in Garnison bleiben und doch auch in fremdem Dienste

noch leichter lernen könnten, was militärischer Beruf vom Soldaten fodere[35].

Wenn er auf der einen dem Regenten zu geben suchte, was Regenten zukommt und selbst auf eine seinem Regentenstande geziemende Art handelte, so erkannte er auf der andern Seite die Rechte der Völker, so daß er bei manchen den Verdacht erregte, er denke demokratisch. Das war nun ganz in der Ordnung. Eine besondere Veranlassung zu diesem Verdacht gab sein öffentlich und laut in meiner und der übrigen Beisitzern der Armen-Kommission Gegenwart gefälltes Urtheil über die französische Revolution und das den Krieg gegen Frankreich erklärende merkwürdige Manifest des Herzogs von Braunschweig, wo Franz Ludwig mißbilligte, daß man Völker weniger als die Regenten beachte[36]. Ward der Streit zwischen Aristokratismus und Demokratismus im kleineren Maßstabe geführt, war er nicht immer so billig und mehr der Partei des ersten geneigt[37]), doch scheint er auch in Bezug auf die Ansprüche dieser Partei von einer Laune bald hiehin bald dorthin bewegt worden zu sein. Folgende Data beweisen das eine und das andere.

Die Collegiatstifter der Diozöse Wirzburg hatten ihren bestimmten Rang untereinander von den ältesten Zeiten her, wie jedes ihn bei einer Diözesansynode einzunehmen und zu behaupten pflegte. Dieser Rangordnung zufolge hatte das Stift zu Haug nach Anspach den ersten Platz, das Stift zum Neuen Münster den zweiten. Beiden standen die Ritterstifter zu St. Burkard in Wirzburg und das zu Komburg nach, weil sie später, nemlich erst als säkularisirte Mönchen-Klöster in die Kategorie von Kollegiatstiftern eintraten. Im Staats-Schematismus wurden die Stifter ausdrücklich nach dem Alphabete angeführt, so daß St. Burkard zuerst, das Neue Münster zuletzt genannt wurde. Da nun auch die Willkür der Zeit und der Mode einen Buchstabenwechsel, nämlich das „K" für das „C" einführte, blieb das nun in „Komburg" umgeschriebene Stift Comburg vor dem Stifte zu Haug vorgesetzt. Die deßwegen gemachte Vorstellung ward verworfen, ohne daß die Rechte der beiden älteren Stifter wären auf irgend eine Art bewahret worden. Diese hatten umsomehr Ursache, unzufrieden sich darüber zu zeigen, da man jenen manche Privilegien und Deko-

rationen zugestanden, ohne daß irgend ein Mitglied derselben dem Staate in einem oder dem andern Fache Dienst zu leisten verbunden gewesen, [und da sie] nur nach einer kurzen Residenz sich anderswohin verfügen konnten, um auch dort der Wohlthaten der Kirche sich ebenso gemächlich zu erfreuen, der größere Theil der Mitglieder der beiden andern Stifter aber, als zur beständigen Residenz verbunden und gesetzmäßig auf den Genuß dieses einzigen Präbendes beschränkt, im Rathe des Regenten saßen, im Dienste des Vaterlandes beschäftiget. Dieser war aus der Kaste des Adels gewählt, und es wird leicht begreiflich, daß er Leute aus derselben Kaste begünstigte, der er ursprünglich selbst angehörte. Ehemals führten beide ältere Stifter Prozesse gegen den Fürsten, selbst zu Rom, um von da aus rechtlich zu erhalten, was sie glaubten billig fodern zu können. Hier beruhigten sie sich, weil man bereits schon weniger Wert auf solche Vorzüge zu legen und auf der andern Seite auch jeder Kaste ihre Privilegien zu gonnen und Vorurtheile nachzusehen gelernt hatte.

Unparteiisch, man könnte fast sagen: liberal benahm und erklärte er sich, als man ihn gegen den damals entstandenen Orden der Illuminaten aufzubringen suchte, in welchen mehrere der angesehensten und bedeutendsten Männer von Wirzburg eingetreten waren, weil die Profanen ihn als eine Abartung der ihnen gehässigen Freimaurerei ansahen, die Aristokraten für eine Versammlung von zum Sturz aller bürgerlichen Verhältnisse verschworner Demokraten hielten. „Sie sind weder Teufel,“ sagte er, „weder Engel“[38]), und ich habe nie gehört, daß er irgend jemand deßwegen zur Rede gestellt habe, daß dem Orden er einverleibt gewesen. Unterdessen fürchtete er sich wieder vor jeder gesellschaftlichen Verbindung, vorzüglich vor den eben damals entstehenden sogenannten Lesegesellschaften, und selbst die kleine, ganz unbedeutende, völlig harmlose Gesellschaft weniger wissenschaftlich gebildeter und wissenschaftliche ihnen angemessene Unterhaltung suchender Männer war ihm verdächtig und unangenehm; doch konnte er nichts dagegen unternehmen. Lesegesellschaften konnte und wollte er nicht billigen, theils weil er das Lesen politischer Schriften für gefährlich, unbedingte und unbeschränkte Lektüre überhaupt für schädlich hielt[39]); und besonders weil die in Maynz zustande ge-

kommene Lesegesellschaft in einen politischen und revolutionären Klubb ausgeartet war, der seinen Bruder, den Kurfürsten von Maynz, aus seiner Residenz so gut wie in das Exilium durch Verrätherei einiger Mitglieder derselben verjagte, und so zwar daß, als dieser seine Zuflucht nach Wirzburg nahm[40]), Franz Ludwig auf triftige Vorstellung ihm das Gastrecht versagen mußte, um dem Lande nicht durch die Aufnahme eines von den empörten Galliern verfolgten Fürsten Schaden zuzuziehen, was ihm nur höchst schmerzhaft sein konnte, so ungleich sich übrigens dieses Brüderpaar war und so gerne einer den Zensor des andern machte. Das natürliche Verhältniß des Bruders zum Bruder läßt sich nicht ganz unterdrücken, und dann um so weniger, wenn für den unglücklichen das Unglück bei dem spricht, der helfen kann[41]).

Mehrmalen entstand in Wirzburg der Wunsch nach einer Anstalt, welche die Lektür erleichterte und verbreitete, das gesellschaftliche Leben erhöhete und die Menschen und Staatsbürger, alle Klassen einander näher brächte[42]). Wie durch einen elektrischen Funken aufgeregt, bildete sich auf den ergangenen einladenden Aufruf in wenigen Stunden ein halbes Hundert von Theilnehmern aus allen Ständen des gebildeten Publikums. Ein ganzes Jahr lang wechselte die Gesellschaft Schriften mit dem Fürsten darüber. Im Namen von jenen führte ich die Feder. Dieser traute sich nicht, einer so sehr motivirten und von einer solchen Menge von den angesehensten Männern gestellten Bitte geradezu ein positives Verbot entgegenzustellen und setzte solche Bedingungen, die er wohl vorsahe, daß sie nicht angenommen werden würden. Beide Theile ermüdeten endlich, die gewünschte Anstalt unterblieb, um erst nach der Säkularisation des Staates unter der bayerischen Regierung in das Leben zu treten, das bis izt nur zum großen Vortheile, ohne je Gefahr ahnen zu lassen und zum Ruhme der Stadt als eine in ihrer Art besonders sich in Deutschland auszeichnende Anstalt blühet und Früchte trägt.

Sein Vorfahrer schien mehr den Fürsten und Regenten als den Bischof aus dem Doppelwesen seiner Würde und Person herauszuheben, ohne jedoch es an irgend etwas fehlen zu lassen, was das Amt eines Bischofs foderte. An Franz Ludwig wollte seine Zeit mehr den Bischof als den Regenten erkennen, vermuthlich

weil er in dieser Eigenschaft in Person that, was man an deutschen Bischöfen zu sehen gewohnt war und von ihnen gefodert ward, die zugleich Land und Leute zu regieren hatten und denen Männer von Talenten und mit allen nöthigen Eigenschaften für das Geschäftsleben begabet zur Seite und zu Gebote standen, um für jede Gattung öffentlicher Geschäfte gerade das tauglichste Werkzeug zu wählen, so daß ihnen nur die allgemeine Leitung des gemeinen Wesens als persönliche Pflicht übrig blieb. Aber auch er handelte als Fürst, wo es galt, sowohl für das deutsche Gesammtreich als für sein eigenes Land, das er zu regieren hatte. Dort galt sein Wort viel, denn man hatte ihn schon bewährt gefunden bei der Theilnahme, die er an Reichsgeschäften am Reichstage genommen. Hier, wie ich bereits schon bemerkt habe, trat er mit königlicher Pracht und im feinsten Style des Prachtaufwandes als Beherrscher eines reichen Landes auf; aber das war doch eigentlich nicht, was die Welt vor allem von einem Fürsten, von einem Regenten fodert und erwartet. Man kann von ihm sagen, daß er nur in Beten und Arbeiten seine Tage hingebracht, redlich getheilt in dem, was er als Christ seinem Geiste, als Bischof der Religion und Kirche, dem Lande als Regent, dem deutschen Reiche als Reichsfürst zu leisten schuldig war. Am wenigsten dachte er an Vergnügen, die doch gerne jedermann zur Erholung von den Müheseligkeiten des Berufslebens durch einen natürlichen Instinkt sucht, um die abgenutzten Kräfte zu neuer Stärkung zu wecken[43]). Hier mag er wohl zu viel gethan und zweckwidrig manchmal gehandelt haben.

Sein Vorfahrer hatte mit einem Aufwande von mehr als dreißigtausend Gulden in dem fürstlichen Palaste zu Wirzburg ein überaus niedliches Theater errichtet[44]), worauf von den Mitgliedern seiner Kapelle während des Karnevals die besten, mit dem meisten Beifalle im verflossenen Jahre zu Rom aufgeführten Opern wiederholt wurden[45]). Das Theater faßte mehrere Hunderte von Zuschauern; und der gute Fürst freute sich immer, wenn er voll von Theilnehmern an dem Schauspiel es sahe wie zu den Konzerten, wo sehr oft fremde Virtuosen spielten, wo so viele Zuhörer zugelassen wurden, als das Odeum nur immer fassen konnte. Adam Friedrich, ein Freund der Kunst und Förderer des feineren

Lebensgenusses, hatte auch wie der Musik so dem Schauspiele seine Aufmerksamkeit gewidmet und würde auch auf derselben Bühne ausgewählte Schauspiele haben aufführen lassen, wenn er nicht das auf einem doppelten Vorurtheile gegründete Weigern seiner Kapelle, besonders der ersten Sängerin hätte schonen wollen, die sich erklärt hatte, nie wieder das Theater betreten zu wollen, um in einer Oper zu singen, wenn es je sollte durch Komödianten profanirt werden[46]). Freilich herrschte damals noch ein sehr verbreitetes Vorurtheil gegen den Stand der Schauspieler, aber es waltete hier auch noch ein gewisser Künstlerstolz unter den Mitgliedern der Kapelle, die den in der Folge auch dem Schauspieler-Personale eigen gewordenen Namen von Künstlern sich eigensinnig und kurzsinnig, weil sie denn doch auch im Opernspiele wahre Mimen waren, ausschließlich zueignen und nur mit den Virtuosen in der plastischen, durch Meisel und Pinsel berühmten Virtuosen theilen wollten. Franz Ludwig mochte nicht billiger von Schauspielern, nicht vortheilhafter von Schauspielern denken, wie er überhaupt wenig an Erholung des Geistes und des Körpers, und an eigentliches Vergnügen gar nicht zu denken schien. Gern hätte er für alle künftige Zeiten unmöglich gemacht, was er für schädlich hielt und zu entfernen, dafür aber jedes Gute für eine ganze Ewigkeit unumstößlich gegründet, wenn nur Beständigkeit ohne Wechsel der Dinge der Menschenwelt bestimmtes Loos hätte sein können, wenn nicht das Schlimme besser werden, das Gute sich veredlen könnte und bei uns diesen Stufengang machen müßte! Um seinen Nachfolgern die Lust, Schauspiele am Hofe aufführen zu lassen, abzuschneiden, ließ er das Theater niederreißen und die schöne Garderobe zum Besten des Waisenhauses verkaufen. Er nahm den Vorwand, das Lokale zur Anlegung eines Naturalienkabinets benützen zu müssen. Er hatte nemlich eine Sammlung von Mineralien und andern Naturmerkwürdigkeiten gekauft[47]). Es war und blieb aber nur Vorwand. Daß man aber ja nicht glaube, als unterlege ich ihm nur den Wahn und die Absicht, in die späteste Zukunft durch seine Anordnungen zu wirken! Denn wirklich verrieth er nur manchmal durch Aeußerungen, was er davon sich versprach. Auch konnte ich nur für einen Vorwand ansehen, was er von der Einrichtung des Theaterlokales zum

Naturalienkabinete vorbrachte, weil bald ein ganz anderes Lokale für dasselbe bestimmt worden, und er mir selbst den Auftrag machte, ihm meine Gedanken schriftlich aufzusetzen: ob es rathsam sei, Schauspiele zu erlauben?, da man sehr in ihn dringe, dem Publikum dieses Vergnügen zu gestatten. Er war nie Sinnes, es zu gestatten, aber täuschen wollte er das Publikum nun, als dächte er der Sache ernstlich nach und sei nur noch nicht ganz darüber mit sich einig. Ich empfahl ihm die Errichtung einer Anstalt zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung des Publikums, indem ich ihm alle die Vortheile herrechnete, welche eine gute Schaubühne zu diesem Ende bringen könnte, und die Bedingungen angab, unter denen sie alles das leisten würde, selbst die leichte Ausführbarkeit dieser Bedingungen zeigte. Die Errichtung der Schaubühne war einer späteren Epoche vorbehalten.

Nur einmal besuchte Franz Ludwig den Kurort Bocklet auf einige Wochen[48]). Die Orte Werneck und Veitshöchheim[49]), welche Adam Friedrich wechselweis zum Sommer- und Herbstaufenhalt hatte bequemer und schöner einrichten lassen, und es gerne sahe, wenn auch bei seiner Anwesenheit mehrere Gesellschaften dahin lustwandelten, besuchte er nie, immer in seinen Palast zur Arbeit und Gebet verbannt. Statt der Jagd, welche sein Vorfahrer liebte und reichliche Beute abwarf, ritt er im Lande umher als Missionar, predigte und katechisirte die Jugend, begleitet von einem seiner Kapläne und dem Visitator der Landschulen[50]). Ich kann hier zwei Anekdoten anführen, die ihn auch in diesen Funktionen charakterisiren, und die ich auf der Erzählung von Augen- und Ohrenzeugen unmittelbar aus ächten Quellen erfahren, also für wahr ausgeben kann. Während er predigte — es war in einer von Katholiken und Protestanten gemischten Gegend — bemerkte er einen seiner Diener öfters mit einer gar nicht ländlich gekleideten Frau sprechen, die ihm während der Predigt mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte. Er fragte diesen seinen Diener, wer diese Frau gewesen und was sie zusammengesprochen. „Sie war die Gattin des protestantischen in der Nähe angestellten Pfarrers", antwortete der Diener, „und sagte, daß sie sich hoch erbaut, nie noch eine solche Predigt gehört habe." Es war weiter von ganz andern Gegenständen gesprochen, als er wieder ohne

besondere neue Veranlassung fragte: „Wer war die Frau? Und was hat sie gesagt?“ Auf eine ähnliche Art äußerte er, wie wohl ihm fremdes Lob that. Ich erhielt ein Werk, das untersuchte, ob es mit dem menschlichen Geschlecht vorwärts besser oder rückwärts schlimmer gehe. Des eigentlichen Titels, des Jahres und des Orts des Drucks erinnere ich mich nicht mehr genauer. Die Entscheidung fiel darin zum Trost und Ehre der Menschheit aus. Eine Reihe von trefflichen Fürsten, die eben lebten, sollte den Beweis liefern, daß es vorwärts mit ihr gehe. Es war eben zur Zeit, wo zwischen uns beiden, dem Fürsten und mir, eine Art von Gottesfrieden geschlossen war und wir zusammen in Einverständniß standen. Da wollte ich ihm gerne die Freude machen und das gedruckte Urtheil des Verfassers ihm bekannt machen. „Die schweren Regentengeschäfte“, sagte ich ihm, „erfodern von Zeit zu Zeit auch eine Ermunterung, die der bedarf, so sie zu tragen hat. Eine solche fand ich in einer neuen Schrift, und ich eilte, um Ihnen sie zu bringen.“ „Geben Sie mir die Schrift! Allerdings haben Sie Recht, daß die Erfüllung des hohen Regentenberufs einer Ermunterung bedürfe.“ „Das Buch ist noch nicht gebunden“, versetzte ich. Ich mußte es auch ungebunden ihm bringen. Wer diese Aeußerung des Selbstgefühls und des edlen Stolzes ihm übel nehmen wollte, foderte gewiß zu viel von der menschlichen Natur.

Mich freute es, wenn ich ihm Gerechtigkeit konnte erweisen, und ich versäumte keine Gelegenheit es zu thun, um mich in die Lage zu setzen, ihm die Stirne bieten zu können, wo es nöthig war mich ihm entgegenzusetzen.

Die andere ihn charakterisirende Anekdote ist diese. In einer Schule katechisirte er die Jugend nach Art und Weise des Jesuiten Kanisius Anweisung. Da bestanden die kleinen Katechumenen nicht. Der Kaplan, meiner Schüler einer, sagte ihm, daß sie nach dieser Methode nicht unterrichtet seien, und stellte die Fragen anders, worauf sie gut antworteten. Das verdroß ihn, ließ es den Kaplan merken, und rief unmuthig aus: „Lauter Oberthürs Händel!“ Der Kaplan wäre für die Ehre seines Lehrers auch ohne Bedenken ein Märtyrer geworden. Auch hier kann ich eine Parallele anführen. Er ließ sich von meinen Schülern die Hefte

bringen und schrieb selbst eine Kritik darüber[51]). Bei den Friedenstraktaten, die wir nach einem langen Streit unterhandelten, sagte er mir: „Sie glauben wohl, ich verstehe die Theologie nicht?"[52]) Darauf antwortete ich ihm: „Ich habe dieses nicht zu untersuchen, müsse aber wünschen, daß er, der sich gerne zu den Schülern herablasse, vor allem an den Lehrer [sich] wende, wenn er Anstand an dessen Vortrage finde, um auf einem natürlichen einfachern und sichern Wege belehren oder beruhigen zu lassen[53]).

Ueber seine Andacht und überhaupt seine Religionskenntniß und deren Ausübung läßt sich noch nach folgenden Erscheinungen urtheilen. Ich werde aber nur erzählen, ohne meinen Lesern durch ein eigenes bestimmtes darauf sich beziehendes Urtheil zuvorkommen zu wollen, weil es ohnehin eine heiklichte und gewagte Sache ist, über das innere Triebwerk des menschlichen Geistes ein bestimmtes Urtheil zu fällen und nach demselben den Werth der äußern Handlungen angeben zu wollen. Er betete viel[54]) und las die Messe sehr oft, und zwar mit solcher Anstrengung, daß er dabei häufig Thränen vergoß. Die Aszeten zählten dieses Symptom der inneren Andacht für eine eigene Gottesgabe, und setzten den, welchem sie zutheil geworden, der Versuchung zum Stolze aus, der aus dem Bewußtsein eines solchen Vorzuges leicht entspringen konnte. Franz Ludwig verwahrte sich dagegen, da er diese Wirkung einer natürlichen Reizbarkeit der Nerven zuschrieb. Späterhin soll er nicht mehr zu bewegen gewesen sein, selbst Messe zu lesen. Den Grund dieser Enthaltsamkeit von einer sonst lange und mit Sorgfalt gepflegten Gewohnheit habe ich nicht entdecken können.

Lange verrichtete er die bischöflichen Handlungen alleine, bis er es zu hart fand und einen rüstigen Mann zum Suffragan oder sogenannten Weihbischof wählte[55]). Hier vermißte ich an ihm den Bischof und den Fürsten bei einer Handlung, die entweder dem Fürsten oder dem Bischofe nicht zustand und mir verrieth, daß ein heiliger Eifer für irgend eine religiöse Angelegenheit, wenn er nicht durch eine kluge Reflexion nach dem Geiste geleitet wird, gar leicht es übertreiben und gegen eine andere Angelegenheit der Menschheit eine andere derselben schuldige Pflicht anstoßen kann. Ich werde die Erzählung etwas weiter ausholen müssen.

Es schien mir die Todesstrafe an Verbrechern, wie ich schon oben bemerkt[56a]), als ganz zweckwidrig und selbst ungerecht, fiel mir aber noch mehr auf, daß von geweihten Händen der Bischöfe, die zugleich weltliche Regenten waren, die Todesurtheile unterschrieben wurden, von Händen, die nur zum Segnen sich bewegen sollten. Kannte Franz Ludwig meine Gesinnung? Oder kam ihm selbst ein Scrupel, den er gehoben zu werden wünschte? Das weiß ich nicht, gilt auch gleich, ob das eine oder das andere oder beides zugleich die Ursache war — kurz: er ließ mich rufen und redete mich sogleich mit den Worten an: „Noch [nie] ist unter mir ein Verbrecher hingerichtet worden; aber in Bamberg sitzt einer, der wird wohl daran glauben müssen.“ „Es kommt vor allem darauf an“, antwortete ich, „was das Verbrechen, wer der Verbrecher seie.“ Er: „Ein Schäferknecht hat einen Juden umgebracht.“ Ich: „Das scheint schon für den Verbrecher, wenigstens für Verminderung des Verbrechens voraus zu sprechen und die Todesstrafe für ungerecht zu erklären.“ Er: „Aber das geht zu weit.“ Ich: „Man muß hier vor allem auf das Vorurtheil rechnen, das bei dem gemeinen Mann nahebei allgemein herrscht und selbst bei höheren Ständen nicht ganz verloschen ist, demzufolge der Jude doch nur wie ein Vieh krepiert; so lautet wenigstens der gewöhnliche Ausdruck: der Jude krepiert ja doch nur. Dann, was die Person des Verbrechers angeht, läßt sich kein recht gründlicher Unterricht bei ihm vermuthen. Leute dieser Lebensweise besuchen in der Jugend nicht immer Schul- und katechetischen Unterricht, weil sie von Jugend auf blos der Wartung ihres Viehes auf dem Felde hingegeben sind. Mit welchem Rechte sollte nun der Staat einen Menschen so hart und zwar mit dem Tode strafen für ein Verbrechen, dessen Schuld auf den Staat so weit zurückfällt, als der nicht gethan hat, was er hätte thun sollen, und Menschen dieser Art nicht selbst zu kennen und zu wählen pflegen was der Staat für sie thun sollte und nur allein thun kann, das heißt ihnen die nöthige Menschenerziehung und Menschenbildung geben?“ Meine Bemerkungen machten Eindruck. Die Kriminalakten mußte sein geheimer Referendar dreimal lesen, der nicht wußte, aus welchem Grunde, da er überzeugt war, der Verbrecher sei der Todesstrafe nach dem Gesetze heimgefallen, bis auch

in ihm der Zweifel entstand, ob er wirklich soviel Unterricht erhalten haben möge als hinlänglich ware, ihm den Mord eines Juden bis zum Tode des Schwertes zurechnen zu können. Man machte die Probe mit ihm, fand ihn durchaus unwissend, und er verwunderte sich höchlich, daß man eines Juden wegen, der ohnehin nur krepiere, ihn so lange in der Gefangenschaft hinhalte. Er ward als Ersatzmann für den Sohn eines Herrn am Hofe, der unter einem fremden Namen Soldat geworden, zur Auslösung von diesem an das österreichische Militär abgegeben.

Späterhin in einer Periode der Spannung, die wieder zwischen uns eingetreten, wurden einige Juden des verübten Kirchenraubes wegen gefänglich eingezogen. In der Hoffnung vielleicht begnadiget zu werden, vielleicht auch durch Gottes Gnade wirklich zum Christenthume bekehrt ließen sie sich taufen. Um sie recht fest im neuen Glauben zu machen, trat Franz Ludwig zu ihnen in den Kerker, um ihnen das Sakrament der Firmung zu ertheilen, unterschrieb aber mit derselben Hand[56]), mit der er durch den heiligen Chrisam das Zeichen der Erlösung der Stirne aufdrückte, das Bluturtheil. Wäre die Spannung zwischen uns damals nicht so fest gewesen, daß ich mit einiger Hoffnung zur Audienz zugelassen und gehört zu werden, mich melden zu dürfen geglaubt hätte, so würde ich ihm das zweckwidrige, das dem Geiste der Religion und der Gesetzgebung nicht recht passen wollende auffallende Benehmen mit allem Nachdrucke dargestellt und wahr[scheinlich] die armen Menschen vom Tode gerettet haben. Während der Exekution soll er knieend auf dem Erdboden gebetet haben. In der Folge, wo wieder zwischen uns ein besseres Vernehmen erfolgt war, sprach er von der Hinrichtung dieser Unglücklichen von freiem ohne besondere Veranlassung, so daß sich ahnen ließe, er möge doch manchmal einen Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Urtheils gehabt haben. „Sie sind nicht hingerichtet worden als Gottesräuber, denn von der Heiligkeit einer christlichen Kirche hatten sie als Juden keinen Begriff", sagte er. Die Sache war einmal geschehen und konnte nicht wieder gut gemacht werden. Ich wollte und durfte daher ihm auch durch weitere Entwickelung alles dessen was sich über das Urtheil sagen ließ, das Gewissen [nicht] noch mehr erschweren und sagte: das Verbrechen des Kirchenraubes

nehme auch bei Juden insoweit einen höheren Grad der Strafwürdigkeit an, weil sie einen Gegenstand feindlich und räuberisch behandeln, den der Staat für heilig halte und unter seinen besonderen Schutz stelle, und sie doch dem Staate Dank schuldig seien, der sie dulde[56a]).

Die Bildung des jungen Klerus im Seminarium lag ihm nahe am Herzen, und er that dafür manches ganz Zweckmäßiges[57]). Das Geringste war, daß er sogleich auf der Stelle einen seiner geistlichen Räthe an den Vorsteher des Seminariums schickte, um ihm zu bedeuten, daß er fürohin bei jedem Kleriker das „Sie" statt des längstens veralteten „Er" sich bedienen sollte, als ich ihn auf das Unschickliche einer solchen an den Priester wie an den Küchenjungen gleichen Anrede aufmerksam gemacht hatte. Der Vorstand entschuldigte sich damit, daß er beim Antritt dieser Stelle es so angetroffen. Die Zeit hätte ihn das Bessere und Schicklichere lehren sollen. Das Zweite war schon wichtiger. Er trennte das Seminarium des Klerus von dem des jungen fränkischen Adels, und übersetzte jene in das viel geräumigere und schönere Gebäude, das die Jesuiten innehatten, wovon er einen Theil neu bauen ließ[58]). An dem Eingange stand als eine kolossalische Bildsäule der heilige Ignatius. Diese ließ er erst in die des guten Hirtens umwandlen, und nun hieß es „das Haus zum guten Hirten". Noch viel wichtiger ware, daß die Electen des Seminariums wechselweis vor ihm in seiner Hofkirche an Sonn- und Feiertägen statt eines ordentlichen Hofpredigers predigen mußten. Um sie noch näher kennen und belehren zu können, ließ er sie einzeln zu sich rufen, unterredete sich mit jedem über seine Studien, forschte nach dem Innern der Charakteranlage, und richtete darnach seine aszetische Unterhaltung ein. Man sahe dieses für was außerordentliches und sehr weislich gewähltes Mittel an. Ich fand aber auch dabei eine Ausschweifung über die Gränze; denn, da er jeden auch über seine Vorgesetzten und öffentlichen Lehrer fragte, von ihnen die Hefte sich geben ließ[59]), machte er diese jungen Leute gleichsam zu Zensoren und Richter von jenen, und legte den Keim von Stolz in ihr Gemüth, daß sie sich für wichtiger ansahen als sie noch wirklich sein konnten. Mit einer gewissen naiven Selbstgefälligkeit versicherten mich einige, daß sie

sehr günstig von mir gesprochen — was sie sich zum Verdienst anrechneten. Freigebig war er auch darin gegen den jungen Klerus, daß er nicht nur gerne sahe, wenn sie durch Disputationen die Grade der akademischen Würden zu erwerben suchten, sondern auch die Kosten aus der Kasse der Universität den ärmeren aber ausgezeichneten Subjekten bewilligte.

So ängstig er übrigens und strenge er über theologische Orthodoxie hielt[60]), so bescheiden und liberal betrug er sich, da man ihm die Kantische Philosophie verdächtig machen wollte. Er hätte aber auch nicht wohl anders sich da benehmen können, ohne mit der allgemeinen Meinung Deutschlands über die neue kritische Philosophie und mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, da sie unter ihm zu Wirzburg am ersten im katholischen Deutschland öffentlich vom Professor Matern Reuß gelehrt worden, der selbst nach Königsberg zur Quelle reiste, um sie genauer kennen zu lernen[61]). Franz Ludwig foderte von der theologischen Fakultät ein Gutachten, ob diese neue Philosophie schädlich oder zu dulden seie. Die Stimmen waren getheilt. Der Referent, ein scharfsinniger Denker aber erklärter Gegner Kant's und der kritischen Philosophie[62]), sprach das Urtheil der Verwerflichkeit über sie aus, dem vorzüglich ein strenger Anhänger der alten Scholastik beistimmte, den ich auch im Verdacht hatte, daß er unter die Ankläger Kant's gehöre. Ich rettete Kant und seine Art zu philosophiren von der gedroheten Gefahr der Verdammung, die allerdings in Deutschland würde zu viel Aufsehen gemacht haben, da im Grunde nur eine nicht ganz richtige Anwendung dieser Philosophie bedenklich, [sie selbst aber] von einem selbstdenkenden Manne gar wohl auch in der Theologie könne zum Vortheile der Theologie benutzt werden. Alles prüfen und das Gute benützen, wo man es findet, heißt praktisch philosophiren und ist eine sehr zu empfehlende Maxime für das Leben.

Auch in Rücksicht der Zensur zeigte Franz Ludwig sich liberal, nicht zwar in dem Grade es unser Landtag ist, der volle unbeschränkte Denk- und Schreibfreiheit dekretirte, sondern daß er die Willkür des Zensors beschränkte, ein ganzes Zensurkollegium anordnete und auch dieses zurechtwies, wo er zu kurzsichtig oder zu

eigensinnig es in seinem Urtheile fand[63]). Ich werde darauf wieder in der Folge zurückkommen.

Ueberhaupt gingen alle Regierungsverhandlungen von irgend einer Wichtigkeit durch seine als die letzte Hand[64]). Er war es gewohnt in Geschäften zu leben. Lange war er zu Wirzburg Regierungspräsident, ehe er noch in die Dienste des deutschen Reiches und Kaisers trat[65]). Er war ein strenger, oft ein zu derber Zensor und Reformator der Verfügungen der Dikasterien[66]), und das in einem solchen Grade, daß letztere ihn versicherten, sie würden keine in einem solchen Tone abgefaßte Reskripte mehr in ihre Bücher eintragen. Da ging er in sich, entschuldigte sich und gab dem Dikasterium, das sich gegen ihn erklärt hatte, eine solche Genugthuung, die man eine heroische Selbstverläugnung und den Sieg des Rechtes gegen Eigenliebe nennen konnte, mit der Weisung diesen seinen Widerruf genau zu Protokoll zu nehmen und zum Andenken aufzubewahren. Vielleicht mache ich in einem Nachtrage zu dieser Autobiographie noch eine oder die andere Originalurkunde bekannt, und unter diesen besonders diese Palinodie als Trophäe der über Stolz und Eigenliebe siegenden Gerechtigkeit, die zugleich auch die Freisinnigkeit und den Muth eines Dikasteriums beurkundet, das seiner Würde nichts vergeben wollte und sie gegen die souveräne Macht im Staate zu behaupten wußte[67]). Oft mag er auch in Nebensachen[68]) mehr als nothwendig war gethan und Mühe und Zeit auf Gegenstände gewendet haben, die zweckmäßiger hätten verwendet werden können. Doch wer will hier die Grenzen vorzeichnen, in denen allein sich der Geist des Menschen bewegen solle, und die Triebfedern alle kennen, welche ihn da und dort so und so in Bewegung setzen? Doch will ich auch die Veranlassung zu dieser meiner Bemerkung hier anführen oder eigentlich nur kurz andeuten, weil ich wirklich das Ganze für eine solche Urkunde geeigenschaftet ansehe, die ich hier noch in einem Nachtrage zu liefern gedenke. Die Sache ist folgende:

Dalbergs Wahl zum Coadjutor von Maynz ward mit Genehmigung des Fürsten[69]) von der Universität, von der er eben damals Rector magnificus war, durch ein Fest gefeiert, das zum Theile in einer Rede bestand, die ich vor dem akademischen Senate hielt. Ehe ich sie drucken ließ, gab ich sie dem Fürsten in der

Handschrift zu lesen, weil ich ihn kannte und der Kritik zuvorkommen wollte, die er etwa darüber fällen könnte, weil Verhältnisse darin berührt waren, in denen Dalberg und er zusammenstunden. Da gab er sich nun die Mühe, eine Abhandlung von mehreren Bögen, vielleicht ebensovielen oder gar noch einen oder den andern über die Zahl, aus der die Rede bestand, zu schreiben, und schickte sie mir theilweise zu. Darin suchte er seine Regierungsmaximen herauszuheben und zu vertheidigen, die nehmlich, daß er von den ersten Tagen seiner Regierung an den Vorsatz gehabt, auf Niemand ein blindes Zutrauen zu setzen. Ich hatte das Manuskript dem geheimen Referendar eingehändiget, um es dem Fürsten zu geben. Schon vorläufig schrieb mir jener von Bedenklichkeiten, die hier obwalten könnten. Dieser Brief mit meiner Replike darauf gehört zur Vollständigkeit der Urkunde und wird mit derselben erscheinen. — Andere Urkunden, die näheren und bedeutenderen Einfluß auf die Geschichte meines öffentlichen Lebens bezeichnen, werde ich, wenn sie auch von einigem Umfange sind, in die Geschichte desselben sogleich einschieben, so auch diese, welche gelegentlich durch eine und die andere meiner Unternehmungen veranlaßt worden sind. Hier mag nur noch folgendes als Beitrag zur Charakteristik dieses Fürsten bemerkt werden, womit ich sie für soweit geschlossen halten kann, daß das Betragen desselben gegen mich nur die Richtigkeit der Zeichnung bestätigen, nicht aber auch durch auffallende neue, noch nicht angedeutete Züge mehr ausgeführt darstellen wird.

Seine Ängstlichkeit zog seine Geschäftigkeit immer tief in das Detail, gegen den Grundsatz, welchen einer seiner unerwarteten Nachfolger am Fürstensitze von Wirzburg, der Großherzog Ferdinand von Oesterreich befolgte, der da hieß: il faut regner peu. Er schrieb viel und behandelte alles selbst unmittelbar, was er wohl wo nicht ganz unterlassen, doch andern überlassen konnte. Und wie er es mit den öffentlichen Regierungsgeschäften hielt, so dehnte er auch in die Häuslichkeit der einzelnen Familien zu ängstig ein, und störte die Ruhe, indem er für die Sittlichkeit sorgen zu müssen glaubte. Dadurch änderte er vieles an dem Charakter des sonst heitern und unbefangenen Volkes, das sich vor Spionen [70]), Lauschern und Verräthern fürchtend zurückzog und Mißtrauen zeigte,

wo zuvor Heiterkeit, Freimüthigkeit und nachbarliche Vertraulichkeit, Ruhe, Zufriedenheit und sogar gefällige Fröhlichkeit herrschte.

Doch hat er auch wieder manche Verschönerung und Verbesserung in der Stadt[71]) und Umgegend derselben, welche zum Vergnügen des Volkes dienten und im Grunde auch sonst nützlich waren, unternommen oder vielmehr von Männern unternehmen lassen, denen er Vertrauen geschenkt hatte und denen er glaubte, was sie ihm sagten, ohne näher ihre Projekte vor der Ausführung geprüft [zu haben] oder nach derselben nach dem wahren Wert zu schätzen. So errichtete er eine Muster-Schweizerei, freilich nur im kleinen, nicht im hohen Style der Alpen, und führte auch gerne Fremde dahin. Die Glacis um die Vestungswerke der Stadt war urbar gemacht und in Pacht gegeben. Man hat ihm weisgemacht, diese Urbarmachung trage den zehnfachen Gewinn. Das war nun der Fall nicht; doch verdiente die Unternehmung Beifall und Dank. Dafür war aber auch der Untergang von einer zahlreichen Plantage des weißen Maulbeerbaumes und der bereits in Flor getretenen Seidenwürmerzucht verbunden, welche der Pächter der in Stand der Kultur gesetzten Glacis als Schatten werfend umhauen ließ. Davon glaube ich in der Lebensgeschichte des Professors Ullrich das weitere schon erzählt zu haben[72]).

Der Gedanke, daß der Stifter des großen, von diesem das Julier genannten Hospitals Julius Echter von Mespelbrunn unter seine Ahnen mütterlicherseits gehöre, und er bereits das zweite Jubelfest einer andern großen und berühmten, von eben diesem errichteten Anstalt, nehmlich das der Hochschule zu Wirzburg gefeiert hatte[73]), mag ihn bewogen haben, auch an jener Stiftung ein Denkmal seiner Verwandtschaft mit dem Stifter und seiner Theilnahme an dem großen wohlthätigen Werke zu errichten. Er übertrug zweien seiner Räthen die Untersuchung der Stiftung, um darin die zweckmäßigen Verbesserungen vorzunehmen. Der eine dieser Visitatoren[74]) besorgte auch das Privatvermögen Franz Ludwigs und [wurde] von diesem mit vorzüglichem Vertrauen beehrt, übrigens ein Mann von festem Eigensinn und sich selbst vieles zutrauend, der dann auch eigenmächtig handelte und mehr als sein College sich dem Geschäfte unterzog und nach Lust und Gutdünken im Innern der Hausverfassung und Oekonomie wie am Äußeren

am Gebäude reformirte, baute, einriß, wieder baute, hier ohne Noth und Geschmack reformirte, und dort zum offenbaren Nachtheile der Stiftung, so daß die durch ihn angeordnete Reformation endlich durch eine bessere selbst wieder reformirt werden mußte. Da ich keine Geschichte des Julius-Hospitals schreibe, so müssen meine Leser sich hier mit der kurzen Andeutung der letztern Schicksale dieser Anstalt begnügen, soweit sie mir nothwendig zu sein schien, um von des Fürsten Franz Ludwigs Charakter einen Zug von daher zu nehmen. Er, der sonst nicht leicht jemand traute, ließ hier einen Mann walten und schalten, ohne dessen Plane zuvor zu geprüft zu haben, und ließ Fehler ganz ruhig auf Kosten der Anstalt wieder verbessern, die von Rechts wegen dem angerechnet hätten werden sollen, der sie durch seine Schuld als nothwendig veranlaßt hatte. Sollte ein Theil der Schuld auf den Fürsten fallen, der hier der Willkühr eines Mannes zu viel nachgab, oder zu viel freien Spielraum ließ, so hat er den Schaden durch sein zu Gunsten der Armuth verfertigtes Testament ersetzt.

Franz Ludwig war überhaupt nicht immer glücklich in seiner Beurtheilung von Menschen, wie er es auch nicht immer wußte die zu behandlen, welche eine gut getroffene Wahl näher mit ihm in Verbindung zu gemeinschäftlichen Arbeiten verbunden. Einmal spielte ihm seine Vorliebe für Menschen, die er für Aszeten hielt, einen gar üblen Streich und lehrte ihn mißtrauisch auf seine Menschenkenntniß zu sein. Es starb einer seiner vornehmsten geistlichen Räthen. Das Kollegium, dem der Verstorbene als Mitglied angehörte, machte ihm nach Herkommen die schriftliche Anzeige davon, worauf der Fürst auch schriftlich antwortete und unter anderm schrieb: Das Kollegium würde auf dem Papiere noch die Spuren der Thränen finden, die ihn der Verlust eines solchen Mannes gekostet, und ebenso angegriffen sprach er auch mündlich davon, wo er nur immer Veranlassung dazu fand. Worauf ihm aber einmal sein Referendar in der Bambergischen geheimen Kanzlei, ein biederer gerader Mann[75]) versicherte, Seine Hochfürstliche Gnaden seien die einzige Person im Lande, die über diesen Todten traure. Wirklich war er durchaus gefaßt. Für mich, der ich seine Leiche des Anstandes wegen begleiten mußte, war dieser Gang zu des Mannes Grabe höchst lehrreich. Er war einer der vor-

nehmsten Geistlichen im Lande. Niemand begleitete doch seine Leiche, als wer des Anstandes wegen nicht wohl davon bleiben konnte; die Begleitung war immer doch zahlreich. Den ganzen Zug hindurch bis zum Grabe beschäftigte man sich nur mit der Erzählung von Anekdoten von ihm; und viele wollten wissen, daß er noch in seinem Hause als spuckendes Gespenst Geld zähle. Ich erinnere mich nie, daß jemand von einem so angesehenen Stande und Range auf eine solche Weise mit einer so auffallenden Gleichgültigkeit oder vielmehr mit einer so lauten Verachtung zum Grabe wäre begleitet worden als eben dieser von Franz Ludwig beweinte Mann.*) — — —

Daß er glücklich gewählte Männer nicht immer auf eine sie ermunternde und ihre Liebe gewinnende, selbst nicht genug schonende Weise zu behandlen wußte, hab ich leider an mir selbst am deutlichsten erfahren. Davon werde ich in der Folge die Beweise anführen, wo ich von der mir übertragenen Besorgung des Stadtschulwesens und vorzüglich von den Schicksalen meines akademischen Lehramtes zu reden haben werde. Da und dort, was merkwürdig ist, folgte er den gleißnerischen Einflüsterungen schwacher Männer, auf deren Einsicht und Redlichkeit [er] eben kein großes Zutrauen haben konnte, wenn er sie näher geprüft hätte und er nicht durch sein Temperament gewöhnt gewesen wäre, leicht schlimmer als wahr zu denken[76]), was ihm angezeigt worden**).

Wie wenig er übrigens auch nur zu schonen wußte, beweisen die Klagen seines geheimen Referendars, eines jungen, in der Periode der Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte begriffenen Mannes, den er mit Arbeiten überhäufte und drängte, ohne ihm die nöthige Erholung zu gestatten[77]), deren Bedürfniß er selbst nicht fühlte, nur im Wechsel zwischen Arbeiten und Beten sie suchte. Daß Franz Ludwig, der selbst für die unschuldigsten Freuden des Lebens so gleichgültig und unbesorgt für die durch zweckmäßige Erholung nöthige Erhaltung der durch Berufsarbeiten

---

*) Folgt umständliche Schilderung einer anderen Beerdigung und Tadel des gegenwärtigen Beerdigungsmodus. Beides für uns ohne Belang.

**) Folgt ein stylistisch gänzlich mißglückter Satz, der vielleicht sagen wollte: In seinem Stolz handelte der Fürst wohl nach raschem Impuls, der dann doch wieder durch „strenge Tugend und Regentenpflicht" geleitet war.

angegriffenen Körper- und Geisteskräfte für sich und seine Umgebung war, gegen jede gefährliche Sinneslust eifern und sie zu unterdrücken oder soviel möglich zu hindern suchen würde, ließ sich von seiner strengen Aszese erwarten. Er zerstörte ja das schöne bis dahin nur der Opera, also eigentlich dem Gesange und der Instrumentalmusik gewidmete und nur selbst in Rom aufgeführte Meisterstücke dem Wirzburgischen Publikum wiederholende, also im Grunde soweit ganz unschuldige und selbst Kunstgeschmack verbreitende Theater. Das Lesen, was eine Lesegesellschaft erleichtern und verbreiten sollte, war ihm verdächtig und schien ihm die Menschen von Berufsarbeiten leicht abzuwenden, zu einer solchen Unterhaltung reizen zu können. Wie er das Erscheinen von Damen an seinem Hofe ansah, die in ihrer Kleidung das Dekorum nicht in dem Maße beobachteten, das ihm das einzige rechte zu sein schien, hab ich schon oben bemerkt[78]). Kein Wunder also, daß er alle Bilder, die am Hofe sich befanden und zu frei gemalt schienen, zu zerschneiden befahl. Doch wurden sie von dem Maler wieder hergestellt, der die ihm übertragene Exekution so auszuführen wußte, daß ihm diese nicht zu schwer ward, und zu seinem Vortheile nach des Fürsten Tod verkaufte. Im Garten zu Veitshöchheim[79]) wurden auf seinen Befehle die Venetianischen Masken weggeschafft, die dort ein Theater bildeten, weil Kolumbinchen als bereits zur Mutterschaft hinaufgereift dargestellt war. Diese Statuen, noch die besten Arbeiten eines sonst unbedeutenden Steinmetzes aus Bamberg, dem Franz Ludwigs Vorfahrer gerne sein Brod sich zu verdienen Gelegenheit machen wollte, sind nicht vernichtet, sondern nur dem Auge des Publikums entzogen worden, und können so gut wie jene Gemälde einstens wieder an das Tageslicht hervorgezogen werden. Menschen-Vorsicht, sie mag nun zerstören oder erbauen wollen, arbeitet nicht immer für die Zukunft. Das Zerstörte erscheint frühe oder spät wieder, und Gebäude, für die Ewigkeit errichtet, zerfallen in Ruinen.

Gerne mochte Franz Ludwig an der Charakterbildung seiner einzelnen Untergebenen, soweit ihm das gelingen könnte, arbeiten, folgend der Macht des Selbstgefühles und dem Drange des in der menschlichen Natur insbesondere wie überhaupt in der ganzen Schöpfung herrschenden Gesetze der Assimilation, um ihnen den

seinigen aufzudrücken, dachte aber dabei zu wenig an ein anderes in der Schöpfung waltendes Gesetz einer Mannigfaltigkeit, welches bei all der Ähnlichkeit augenscheinliche Verschiedenheit unter den Wesen selbst einer und derselben Gattung zur Zierde des Universums unterhält. Diese Macht des Selbstgefühls und dieser Drang des Assimilationsgesetzes äußerte sich ihm in folgenden Zeichen: Er unterhielt sich zuweilen recht lange mit Leuten, wie er gerade Zeit und Lust dazu hatte und, wenn es nur immer thunlich war, auch über das Innere des Menschen, suchte die, worauf er es angelegt hatte, recht treuherzig zu machen, damit sie ihm ihr Innerstes aufdeckten. „Meine herrschende Leidenschaft ist Stolz", sagte er dann, um durch dieses Bekenntniß gleichsam zuvorzukommen dem Selbstbekenntniß dessen, von dem er es erwartete und um so sicherer zu entlocken hoffte. Dieses Selbstbekenntniß löst aber auch wirklich zum Theile wenigstens das Räthsel, das sich dem Beobachter in dem so sonderbar gemischten Charakter dieses Mannes darbietet. Daß er auch bei solchen Gelegenheiten durch unerwartete Repliken manchmal zur Bescheidenheit und Schonung zurückgewiesen ward, ließ sich wohl vermuthen. Nur ein Beispiel: Einen in Ruhe gesetzten Pfarrer, der ihn um die Wiederanstellung in der Seelsorge bat, wieß er damit ab, er schicke sich nicht zu einem Pfarrer — was im Grunde die reine Wahrheit gewesen, denn dem Manne hatte Stolz den Kopf ein wenig verwirret und ihn zu einem unruhigen, unverträglichen Menschen [gemacht]. Er antwortete dem Fürsten: „Die Leute sagen auch, Sie schicken sich besser zu einem Kapuziner-Guardian als zu einem Fürsten und Bischofe." Der verdiente Verweis für die alle dem Regenten schuldige Ehrerbietung hintansetzende grobe Replike bestand bloß darin, daß jener ihn einen groben Menschen nannte — was viel Mäßigung verrieth.

Leicht war es, dem so ängstig für die Tugend seines Volkes Besorgten etwas verdächtig zu machen, was auch nur von weitem durch Mißbrauch derselben nachtheilig werden konnte. So verbot er den Professoren des Gymnasiums, ihre Zöglinge deutsche Verse machen zu lehren, weil sie den Leidenschaften frohnen. Der Fürst ward darauf aufmerksam gemacht, als ihn ein alter Freund vom Auslande besuchte und den Drang der Jugend zum Verse-

machen einem gewissen sinnlichen Triebe verglich, dem nur zum Nachtheile der Gesundheit des Körpers und des Geistes die Jugend sich hingeben kann. Lateinische Verse machen schien ihm unschädlicher, und sie machen zu lehren erlaubte er. Bei diesem Verbote hat er an manches nicht gedacht, was sich jedem Kenner des menschlichen Geistes dabei aufdringt und die Absicht desselben vereitelt, das mit dem Widerwillen zusammenstimmt, den der zu ängstige Fürst gegen das Theater und Lesegesellschaften geäußert hatte. Andere Zeiten — der Zukunft konnte er nicht gebieten, so gerne er für die Ewigkeit Verordnungen und Einrichtungen machen zu können geglaubt haben mag. Nach seinem Tode, eigentlich nach der Säkularisation des geistlichen Fürstentums bekam Wirzburg ein Theater, und eine Lesegesellschaft entstand da ohne daß von einer oder der andern dieser Anstalten über Mißbrauch mit Recht hätte geklagt werden können. Ebensowenig bedachte er, daß doch eigentlich der Genius durch positive fremde Machtverbote sich in dem natürlichen Drange zum Dichten nicht für immer hemmen und zurückhalten lasse und am leichtesten und am liebsten in der Sprache, die ihm die gewohnteste ist um seine Empfindungen auszudrücken, zu dichten pflegt. Die Literatur der lateinischen Dichtkunst muß ihm ganz unbekannt oder aber bei der Abfassung jener Weisung an die Lehrer des Gymnasiums aus dem Gedächtniß verschwunden gewesen sein, denn sonst hätte ihm wohl einfallen müssen, daß unter den späteren lateinischen Dichtern es auch einen Joannes Lewendal gegeben, und daß die alten klassischen Dichter Latiums von ihren Versen die Eigenschaft der Sittlichkeit nicht forderten nach dem bekannten: „Castum decet esse poëtam, versus non item“; daß der Zugang zu ihren Schriften der Jugend immer und zwar mit dem Reize des klassischen Ansehens und der natürlichen Eleganz einladend zum Lesen und Nachbilden offen bleiben mußte durch die vielen Auflagen derselben; daß bis izt auch die vortrefflichen christlichen Dichter[80]) Hieronymus Vida, Sannazar, Balde, Gauricus, Sautel, Regino jene alten heidnischen noch nicht haben aus den Händen der Jugend entfernen können, und vielleicht ihr weniger bekannt geworden als sie bekannt zu sein verdient hätten.

Dafür, daß er den Genuß geistiger Erholung beschränkte,

gab er der Stadt theils durch Anlegung von Promenaden[81]), theils durch die Erweiterung und Offenhaltung zum freien Eintritt einen Ersatz, sorgend für die bürgerliche Gesundheit des Volkes, welches auch nicht unterließ, dieses Mittels der Bewegung in freier Luft sich zu bedienen.

Auf Lob und Dank der Nachwelt gab ihm dieses rechtlichen Anspruch, und mit noch größerem und gewichtigerem Rechte muß man seine Absicht loben, die er hatte, als er für die höheren Stände geistliche Übungen anordnete, die er als ein passendes Mittel ansah, wahre christliche Lebensphilosophie zu verbreiten und die Operationen seines Assimilationsgeschäfts vorzüglich unter den höheren Ständen fortzusetzen. Auch im Auslande fand dieses den verdienten Beifall. Zwei tüchtige Männer, Berg und Zirkel, hielten die Reden, die dann auch im Drucke erschienen[82]). In dem Archive der neuesten Kirchengeschichte[83]) sprach der Herausgeber, der Helmstädtische Professor Abt Henke mit Auszeichnung davon, so daß ich auch hier die Maxime befolgen zu müssen glaubte, um durch mitgetheiltes Lob das Gute belohnen und ferner zu ähnlichen Handlungen die Gelobten zu ermuntern, und daher dem Fürsten, der sich eben in Bamberg aufhielt, das Heft zum Lesen schickte. Darauf erhielt ich die Antwort: „Die Mittheilung des Archivs für die neueste Kirchengeschichte war mir so wohlgefällig als die Absicht des geistlichen Raths und Professors Oberthür, mir damit ein Vergnügen zu machen. Die Rezension der Reden von Berg und Zirkel hab ich schön und treffend gefunden. Da die in den Bergischen Reden aufgestellten Grundsätze ganz auch die meinigen sind, so war es mir doppelt angenehm, daß sie auch den Beifall des gelehrten und braven Abts Henke davon getragen haben. Wenn übrigens der geistliche Rath und Professor Oberthür demselben wieder antwortet, hat er ihm von meiner Seite recht viel Schönes zu sagen. Bamberg, 19. Hornung 1784. Fr. Ludw."

Auch hier zeigte sich eine Mischung. Stolz verrieth sich auch hier als herrschende Leidenschaft, da der Fürst den Beifall, welchen Bergs Grundsätze fanden, auch auf sich übertrug als dieselben, die er auch für die seinigen erklärte, und das Lob mit dem Redner theilen wollte.

Es ist Zeit, diese Charakteristik des Fürsten zu schließen, da sie im Grunde doch nur eine Episode in der Geschichte meines Lebens, als dem Hauptgegenstand dieser Schrift, schon zu lange und zu weit ausgedehnt scheinen müßte, was doch dadurch entschuldigt werden kann, weil es zur Würdigung meines Verhältnisses zu dem Regenten und meines ganzen Betragens während diesem Verhältnisse viel beiträgt, daß man wisse, mit welchem Menschen- und Regenten-Charakter ich es zu thun gehabt. Es ist schwer, diesen Charakter auf den Punkt hin zu zeichnen, wo er aus der sonderbaren Mischung des Guten und Schlimmen, des Großen und Kleinen [sich] zur Übersicht in eine Einheit auflöst: schwer und fast frevelhaft, ein Urtheil über ihn zu fällen. Immer glaube ich, das Gute seie bei ihm überwiegend, Stolz eine natürliche Neigung und Folge des Selbstgefühls, des nie ganz zu unterdrückenden, Härte und Strenge die Folge des Temperaments, und das überall auch sich doch hervordringende Gute einer erworbenen und errungenen und um so mehr zu bewundernden Tugend Wirkung gewesen.

Ich komme nun näher zu mir selbst dem eigentlichen Hauptgegenstand dieser Schrift und dem besonderen Verhältnisse, in dem ich wechselnd mit diesem Regenten gestanden. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Grund in dem Assimilationsplane desselben finde, nach dem er gerne alle auf die er wirken konnte, zu Aszeten bilden wollte. Er muß es der Mühe wert gehalten haben, Versuche dieser Art mit mir vorzunehmen, da er mir viel Vertrauen schenkte und mich wirklich bei verschiedenen Gelegenheiten auszeichnete, wenn seine Laune mir günstig war; aber da ich ihm für seine Aszese nicht recht empfänglich zu sein schien, änderte sich auch seine Gesinnung gegen mich und blieb so lange feindlich, bis er mich von einer besseren Seite, theils durch eigene Erfahrung, theils durch meine Freunde bei einer günstiger gestimmten Laune kennen lernte. An Leuten fehlte es auch nicht, die ihm mich verdächtig zu machen suchten, um mich von ihm zu entfernen. Da war nun besonders mein Kollege Wiesner[84]) sehr geschäftig und sinnreich. In der Folge wetteiferte mit diesem ein für die Landschulen aufgestellter Visitator, (der noch dazu mir seine Anstellung als der eigentlichen sie veranlassenden Ursache zu

danken hatte), um meine Plane für die Reform der Stadtschulen zu vereitlen, wie jener, mich im Lehramte in den Schranken zu halten, in denen er sich selbst nur zu bewegen wußte. Daß Franz Ludwig wirklich an einen Assimilationsplan dachte, den er mit mir vornehmen wollte, versicherten mich meine Freunde, mit denen er darüber gesprochen, die aber den Versuch zu machen ihm mit der Bemerkung mißriethen, weil er mir wohl nehmen könne was Eigenes ich habe, aber nie geben würde, was mir zu geben er wünsche. Sie hatten ganz Recht. Bei einer Friedensunterhandlung, die wechselnd zwischen uns nach feindlicher Trennung eintrat, bedung er sich auch Schonung der Aszese. Ob ich mich je öffentlich dagegen auf irgend eine Art erklärt habe, was man ihm etwa hinterbracht und er übel verstanden haben mochte, erinnere ich mich nicht mehr. Aber ich antwortete ihm, daß ich wahrhafte aszetische Gesinnung ehre und hege, nur das Prangen mit aszetischen Floskeln im Munde verachte, denn es komme nicht darauf an, ob man oft sage „Gott! ich liebe Dich", sondern daß man ihn wirklich zu lieben in der That beweist.

Anmerkungen.

1) Friedrich Karl Joseph, Erzbischof von Mainz 1774—1802, geboren 1719, also 11 Jahre älter als sein Bruder Franz Ludwig.

2) Der Professor an der Universität Mainz Johann Lorenz Isenbiehl hatte im Jahre 1774 in Thesen die Behauptung aufgestellt, mit der Jungfrau Jesaia 7, 14 sei nicht Maria gemeint, die bekannte Bibelstelle sei also nicht als messianische Prophezeiung aufzufassen. Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Mainz entsetzte den kühnen Exegeten seiner Professur und verwies ihn in das bischöfliche Seminar. v. Dalberg, dem der Gemaßregelte von Erfurt her näher bekannt war, nahm sich seiner an und veranlaßte Oberthür ein Gutachten abzugeben. Dieses fiel für Isenbiehl günstig aus. Den Konflikt, in den er gerathen war, verschärfte Isenbiehl dadurch, daß er sein Manuskript an einen Verleger verkaufte, der es dann im Druck erscheinen ließ. Nun sprachen sich nicht bloß gelehrte Körperschaften gegen ihn aus, sondern der Papst selbst griff

ein und verdammte die Schrift im Jahre 1779. Diesem Urtheil ließ der gefangengehaltene Verfasser einen vollständigen Widerruf folgen. Aus den Briefen Dalbergs an O. (in der Universitäts-Bibliothek Würzburg) sieht man, daß er es hauptsächlich war, der, wenn auch nicht in die Oeffentlichkeit heraustretend, doch mit Nachdruck des heterodoxen Professors sich annahm und auch O. als Bundesgenossen gewann. Für letzteren aber hatte die Episode insoferne eine Bedeutung, als er wegen seines Votums für den Verfolgten mit den Jesuiten in Streit gerieth, die seine Orthodoxie verdächtigten, so nachdrücklich er auch sie stets betonte. Franz Ludwig war zu der Zeit, da v. Dalberg ihn für Isenbiehl zu interessieren suchte, kaiserlicher Konkommissarius am Reichstag zu Regensburg; ob er etwas in der Sache gethan hat, weiß man nicht. Seiner eigenen Betheiligung an der Angelegenheit widmet O. einen besonderen Abschnitt seiner Autobiographie (2, 130—145) und den Schluß vorliegender Aufzeichnung im Manuskript der Univ.-Bibl.

3) Kurze Andeutungen über die Vorgänge während der Sedisvakanz 1754—1755 findet man in der Schrift „Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern. Ein Parallelogramm von Fr. Oberthür. Nürnberg 1804." S. 105—106.

4) Der hier nicht genannte Domherr ist Johann Karl Anton Graf von Stadion und Tannhausen. Er wird von O. in seiner Beschreibung des Baftheimer Viertels (Handschrift der k. Univ.-Bibliothek) näher geschildert als eine sehr eigenthümliche Persönlichkeit, verbittert und menschenscheu, halsstarrig und querköpfig — gab ihm doch Kardinal Albani den Beinamen „testa di cavallo" — unnachgiebig im Kampf um wirkliches oder vermeintes Recht. Höchst amüsant ist was O. l. c. von ihm erzählt.

5) Die Vertreter des alten Systems in der theologischen Fakultät waren die drei Jesuiten Holzklau, Grebner und Wiesner; sie werden von O. in seiner Autobiographie 2, 24 f. geschildert. Holzklau gefiel ihm seines geraden Charakters und gründlicher Kenntnisse wegen noch am besten; auch den Historiker Grebner, „ein feiner und in der Ordenspolitik, wie man behauptete, tief eingeweihter und wohlerfahrener Mann" schätzte er, wenn ihm auch seine Aufrichtigkeit zweifelhaft erschien. Um so abstoßender wirkt das Bild, das er von seinem Spezialkollegen dem Dogmatiker Wiesner entwirft (a. a. O. 29). Schon das Aeußere war nicht gerade gewinnend: „ein langer vor sich hingebeugter Körper, langsamer Gang, ernsthaftes oder andächtiges Gesicht, das sich selten oder kaum einmal zum Lachen, höchst selten zum Lächlen ein wenig aufheiterte, doch eine innere Ruhe verrieth." Wiesner war, wie aus der langen eingehenden Schilderung erhellt, unserm O. durch und durch unsympathisch. „Ich kam mir", sagte er, „in diesem Verhältnisse immer vor wie ein an den ihn bewachenden Soldaten angeketteter Gefangener bei den Römern."

6) Man erfährt über die von O. angestrebten Reformen innerhalb der theologischen Fakultät einiges aus seiner Autobiographie 2, 128 f. Sie beschränkten sich, wie er dort ausführt, nicht allein auf den ihm besonders obliegenden Vortrag der Dogmatik und Polemik, sondern dehnten sich auch auf die akademischen Disputationen als vorläufige Prüfungen und Bedingungen,

unter denen die Würde des Doktorats ertheilt zu werden pflegte, aus. Wichtiger war sein aus dem Bestreben, das Gegengewicht gegen die Jesuiten in der Fakultät zu stärken, hervorgegangener Antrag auf Ernennung von außerordentlichen Professoren, welchen gestattet sein solle, über jeden beliebigen Abschnitt aus der Theologie Vorlesungen zu halten (a. a. O. 127).

7) Von Hassencamp (s. die in unserer Anmerk. 70 angeführte Schrift, S. 122) wird Franz Ludwig geschildert als „ein schöner wohlgewachsener Herr, ohngefähr 50 Jahre alt, hat eine sehr einnehmende, geistreiche und doch sanfte Physiognomie, die einem jeden zugleich Ehrfurcht und Liebe einflößet." Sein Aeußeres beschreibt im J. 1795 der Verfasser der „Durchflüge durch Deutschland 3, 124": Der Fürst sei von mittlerer Größe und gravitätischen Bewegungen; eine etwas bleiche Gesichtsfarbe abgerechnet, müßte man ihn für einen gesunden rüstigen Alten halten. — „Die Form seines Gesichts gab ihm eine Aehnlichkeit mit Karl dem Borromäer, und die in's Schwarzgelbe fallende Farbe desselben verrieth sein Temperament" sagt Oberthür, Die Feier des dem Andenken des heiligen Kilians und seiner Gehülfen gewidmeten achten Tag des Julius, das eigentliche National-Fest der Franken. Historisch und ästhetisch dargestellt. Würzburg 1825". S. 44 f. Ein Mann, der lange Zeit fast täglich mit dem Fürsten zu verkehren hatte, Kanzler Wagner, kommt an mehreren Stellen seiner Autobiographie (S. 44, 50—51, 71, 29) auf dessen üble Gesundheitsverhältnisse zu sprechen. Schon von früheren Jahren her war Franz Ludwig außerordentlich nervenleidend und manchmal 2—3 Monate lang so angegriffen, daß die Geschäfte ganz unterbrochen werden mußten; mit seinen nervösen Affektionen hing wohl auch das ihn im Schreiben so hemmende und seine Handschrift so unleserlich machende Zittern der Finger zusammen. Je mehr er sich in der Arbeit gehindert fühlte, um so hypochondrischer wurde er. Es konnte wohl vorkommen, daß er auch einem Vertrauten gegenüber, wenn er mit ihm nicht zufrieden war, sich vierzehn Tage lang in unzugängliches Schweigen hüllte. An Aerzten fehlte es ihm nicht, er hatte deren je drei zu Würzburg und Bamberg. Einer der Bamberger Aerzte, und zwar der von ihm wegen des Nervenleidens besonders zu Rathe gezogene Professor Markus, gab ihm in einem Brief vom 23. Juni 1789 kurzweg den Rath, leichtsinniger zu werden (Seufferts Nachlaß).

8) Gegen den wiederholt von O. erhobenen Vorwurf des Stolzes vertheidigt den Bischof sein Zeitgenosse Sprenke „Franz Ludwig . . . Würzburg 1826", S. 255—256. Vgl. o. S. 42.

9) Wagner überliefert a. a. O. 40 einen erhebenden Beweis des natürlichen Wohlwollens, das den Fürsten beseelte und adelte. Er war eines Tages mit Mühe dazu gebracht worden, auf einmal 110 Bestallungsdekrete zn unterzeichnen, die schon lange der Erledigung geharrt hatten. Nun hatte er mit seinen ängstlichen Erwägungen abgeschlossen, die Urkunden waren mit seiner Unterschrift versehen; das Gefühl herzlicher Befriedigung, daß er auf einmal so viele Menschen glücklich und zufrieden gemacht habe, durchströmte ihn, und nie sah ihn seine Umgebung freudiger bewegt als an diesem Tage.

10) Dem „geliebten Fürsten" Adam Friedrich von Seinsheim widmet O. einen sehr warmen Nachruf in seiner oben angezogenen Schrift „Die Bayern in Franken und die Franken in Bayern", S. 100 f. Ungedruckt ist seine Schilderung des von ihm so hoch verehrten Mannes in seiner Autobiographie 2, 8—12. Hier wie dort läßt er sein dankerfülltes Herz mitsprechen. Taktlose kritische Rückblicke auf Adam Friedrich wirft Berg in seiner „Trauerrede bei der Beerdigung Franz Ludwigs des Weisen . . . Jena 1796", welche mit Recht großen Unwillen erregte (Schwab, Berg 298—305).

11) Die Verdienste Adam Friedrichs um das Schulwesen in seinen Landen hat neuerdings gewürdigt „Küffner, Beiträge zur Geschichte der Volksschule im Hochstift Würzburg", S. 60 und „Hübsch, die Reformen . . . auf dem Gebiete der Volksschule im ehemal. Hochstift Bamberg".

12) Näheres s. bei O., Die Bayern in Franken ꝛc., 108—110.

13) Eine für die Geschichte des musikalischen Lebens in Würzburg vor 100 Jahren nicht unwichtige Notiz finden wir in O.'s Selbstbiographie 1, 18: „Aus Venedig, wo er an einem der Konservatorien, wo für die Musik weibliche Virtuosinnen gebildet wurden, gelehrt hatte, ward für die fürstliche Hofkapelle ein Sangmeister Stephani nach Wirzburg von dem guten und der Musik wie den andern Künsten befreundeten Fürsten Adam Friederich gerufen, um auch da zum Dienste des Hofes eine Singschule zu errichten, aus der die von Kunstfreunden geschätzte und gefeierte Familie Bamberger hervorgieng, und auf die späterhin unter Ferdinands von Oesterreich Regierung in Franken ein jederman offenstehendes, die ganze Musiklehre umfassende von dem der Kunst und seinem Amte mit besonderem Enthusiasmus ergebenen Professor der Aesthetik Fröhlich geleitete musikalische Institut zur Zierde Wirzburges und zur Verbreitung der Freude an Musik und gutem Geschmacke in dieser Kunst im Frankenland, wohl auch über die Gränzen dieses Landes hinaus folgte." — Unter den Hochfürstl. Hof- und Cammer-Musici erscheint im „Wirtzburg . . . Hof-, Staats- und Stands-Calender" Dominicus Stephani Tenorist zum ersten Mal im J. 1770 S. 68 — Ueber das Hoftheater vgl. unsere Anmerk. 44.

14) Ganz unähnlich seinem Vorgänger hat Franz Ludwig „die Jagd gehaßt". Er hielt keine Erholung für erlaubt, die auch nur mit der geringsten Belästigung seiner Unterthanen verknüpft gewesen wäre. Während unter dem Seinsheimer der übermäßige Wildstand und das Wildhüten zu schweren Klagen Anlaß gab und zur Verarmung der an Waldungen angränzenden Landleute führte, ließ sein Nachfolger das Wild in den Park von Gramschatz und Guttenberg einschließen (Wagner 38; 54), und hob dadurch die Landwirthschaft und die Holzkultur. Unter Adam Friedrich, erzählt Schöpf, hist.-statist. Beschreibung des Hochstifts Wirzburg 117, seien Jagden von 250—300 Schweinen und einigen 100 Hirschen und Rehen nichts ungewöhnliches gewesen.

15) Friedrich Karl von Schönborn 1729—1746.

16) Seine kritischen Bemerkungen über die von O. zu Ehren des Coadjutors v. Dalberg gehaltene Rede (s. S. 36 u. 72) leitet Franz Ludwig mit den Worten ein, er habe den von dem ersten Tag seiner Regierung schon im Grund

gehabten Vorsatz, auf Niemand ein blindes Vertrauen zu setzen . . . niemalen ein sogenanntes Faktotum zu haben, nicht aufgegeben. (Seufferts Nachlaß.) Das lautet freilich viel weniger schroff, als was O. von ihm aussagt. Was die Vergebung von Aemtern und Stellen durch den Fürsten betrifft, so lesen wir bei Wagner a. a. O. 38, daß dies eine seiner schwersten Arbeiten gewesen sei, da ihn immer die Angst, einen Mißgriff zu machen, und das Schreckbild seiner Verantwortlichkeit vor Gott bedrückt habe. Er selber bemerkt zu dem Gebrechen-Amts-Protokoll vom 24. März 1789 f. 545, dieses Fach seines Amts und diese Beschäftigung sei wegen der großen Mannigfaltigkeit der Diensterfordernisse oder Eigenschaft der Personen und wegen dem oft beinahe bis auf dem Grade der Unerträglichkeit erwachsenden Andringen der Supplikanten, von denen viele ganz andere und zweckwidrige Begriffe von Diensten haben, unwidersprechlich die beschwerlichste und lästigste. In dem Mandat vom 19. Mai 1797 (Heffner's Sammlung 3, 368) erklärte er mit aller Bestimmtheit, es solle einer sein Vertrauen, zum Staatsdienst befördert zu werden, nicht auf Empfehlungen sondern auf hervorstechende Dienst-Eigenschaften und auf die guten Eigenschaften des moralischen Charakters setzen. Das Mandat vom 20. Juli 1780 (l. c. 227) hebt hervor, welche Menge von Vorarbeiten erforderlich sei bis über eine Bittschrift entschieden werden könne. — Der Fürst war sich wohl bewußt, daß sein ängstliches Wägen und Prüfen Unzufriedenheit hervorrufe. Dieser Stimmung gibt er Ausdruck in seinen Anmerkungen zu O.'s Rede auf Dalberg (Seuffert's Nachlaß): „Gleichwolen will ich damit nicht jene Vorwürfe, die nicht nur er (d. h. O.) sondern auch andere und ich mir selbst über verschiedene meine Verzögerungen und Unschlüssigkeiten besonders bei Dienstbegebungen machten, nicht vor ungegründet und ungerecht ausgeben, obgleich allzuviele Besorgniß, unrichtig oder zweckwidrig zu handlen, nicht weniger auch meine Nerven und Gesundheitsumstände wenigstens, wo nicht allein, doch großen Theils Ursache waren."

17) Daß seine Güte öfters von Bettlern mißbraucht worden sei, erfährt man auch von Wagner a. a. O. 69.

18) Während nach O. Autobiographie 2, 11 Adam Friedrich sich elegant kleidete (vgl. Schwab, Berg 103), war die Garderobe Franz Ludwigs nach seinen eigenen Worten in seinem Testament (Sprenke 201) „weder glänzend noch kostbar; die Garderobegelder, welche ich bezog, verwendete ich größtentheils ad pias causas."

19) Wagner freilich berichtet a. a. O. 69, der Fürst sei gar nicht unempfänglich gegen das schöne Geschlecht gewesen, besonders wenn es geistreiche Damen waren.

20) Die öffentliche Bekanntmachung der Vermählung des Herzogs Karl von Württemberg mit Franziska von Bernerdin zum Pernthurn Reichsgräfin von Hohenheim erfolgte am 2. Februar 1786. Franz Ludwig hatte gewiß nicht bloß sittliche, sondern auch kirchliche Bedenken, während ihn andererseits diese geistig hochstehende Frau anziehen mußte. „Nutzbare und lehrreiche Reisen"

wurden von dem Paar häufig ausgeführt. Vgl. Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim 165 vgl. 141; 153.

21) Louise Meiners, eine Tochter des Statistikers Achenwall. Mit ihrem Gatten, dem bekannten Polyhistor, Professor zu Göttingen, und auch mit ihr unterhielt O. einen durch viele Jahre sich hinziehenden Briefwechsel; die an O. gerichteten Briefe beider Ehegatten sind in seinem Nachlaß erhalten und bieten schätzenswerthe Einblicke in das Stillleben deutscher Professoren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

22) Zu den strengen Sittenwächtern gehörte vornehmlich der Direktor der Mittelschulen, geistliche Rath Steinacher (Schwab, Berg 88—89).

23) Die Anekdote war bis nach Wien gedrungen. Wagner, befragt was daran sei, bezeichnete sie nachdrücklich als unbegründet (a. a. O. 69).

24) Wie sehr dem Fürsten das Armenwesen von jeher am Herzen lag, erhellt aus folgender Stelle seiner Bemerkungen zu O.'s Rede auf Dalberg (Seufferts Nachlaß): „Noch als kaiserl. Concommissarius zu Regensburg las ich Schriften über Armen-Anstalten und über die Verbesserung der Trivial- und andern Schulen sonderheitlich in Ansehung der letzten die Werke Basedows, jene des Domherrn Rochow, Resewiz, die Fulder Anzeigen. Ich machte damals Plane und Projekte darüber, und hatte in gewisser Maaße und Verstand den Kopf davon eingenommen, als ich erwählt wurde und die Regierung antrat. Daher kam es auch, daß mein erstes Reskript, welches in den ersten Tagen an die Regierung zu Würzburg erließe, den Gegenstand der zu treffenden öffentlichen Armen-Anstalten betraf." Zahlreich sind die fürstlichen Entscheidungen in Armensachen, die sich in den Gebrechen-Amts-Protokollen befinden, so: „Unterstützungen sind nicht zur Beförderung des Putzes da" (1795 Jan. 31); „die Supplikantin soll gleich andern ihr Brod mit Handarbeit verdienen" (1794 Nov. 20); „wenn sie mich wieder mit einem ähnlichen Gesuch behellige, habe sie die Einsetzung auf die Polizeiwache zur Strafe zur gewärtigen" (1794 Nov. 18) 2c. Der Bettelstand soll ebenso wie der faule Müßiggang und Landstrich als ein Laster angesehen werden (Mandat vom 17. Juni 1779 in Heffners Sammlung 3, 180).

25) Das Schreiben vom 5. Nov. 1783, mit welchem er die ihm zugedachte Direktion des Armenwesens ablehnte, druckt O. ab in seiner Schrift „Ulrichs Lebensgeschichte 2. A. XXIV—XXVIII"; vgl. auch Schwab l. c. 250. Seine Weigerung begründet er mit dem Hinweis auf seine schriftstellerische Thätigkeit, die „von der größten Wichtigkeit" sei, auf seine Erfolge im theologischen Lehramt, welchem treu zu bleiben Ehrensache für ihn sei, und auf seine schwache körperliche und seelische Gesundheit.

26) Während der Fürstbischof für kirchliche Zwecke fast nichts vermachte setzte er seine beiden Oberarmeninstitute in Würzburg (mit 2/3) und in Bamberg (mit 1/3) als Erben ein. Das Testament ist gedruckt in Oberthür, Taschenbuch für die Gesch. . . . Frankenlands 1798 S. 2. f.; fränk. Merkur 1798 Nr. 4; Sprenke a. a. O. 193 f.; Archiv des hist. Ver. f. den Untermainkreis III, 1, S. 127 f.

4*

27) Von Geiz und schnöder Selbstsucht war ein Mann wie Franz Ludwig himmelweit entfernt, aber seine rigorosen Grundsätze über das Nothwendige und wirklichen Nutzen Schaffende mögen wohl ab und zu seinen Blick eingeengt und seine Hand im Geben gelähmt haben. Dazu mag kommen was O. zur Erklärung anführt. So berichtet auch Kanzler Wagner über einen auffallenden Fall von Kargheit aus eigener Erfahrung l. c. 58.

28) Joh. M. Sartorius, Professor der Cameralwissenschaft 1789—1794, vgl. O.'s Rede auf v. Dalberg 32—33 und die treffenden Gegenbemerkungen des Fürsten (Seufferts Nachlaß). — Von einem Canonicus, „der sich ernstlich dem Cameralfach wiedmen wollte," und deshalb nach Hamburg geschickt wurde, um bei dem berühmten Professor Büsch zu wohnen, ist zu lesen in „Durchflüge durch Deutschland" 3, 139.

29) Das Meiners'sche Ehepaar, s. Anmerk. 21.

30) Auch im täglichen Verkehr mit seinem Referendar hielt Franz Ludwig streng auf Etiquette. Während der oft lange dauernden Besuche, die er bei seinem Wagner machte, hielt dieser immer den Hut unter dem Arm und wurde nie aufgefordert abzulegen (Wagner l. c. 37).

31) Als Theilnehmer an den 1782 aus Anlaß des zweihundertjährigen Jubiläums der Universität Würzburg veranstalteten Feierlichkeiten beschreibt Professor Hassencamp, der Deputierte der Universität Rinteln, das Fest sehr eingehend und anschaulich in seinen „Briefe eines Reisenden . . . II". Vgl. Anmerk. 70 und gleichzeitig Litteratur bei Leitschuh 249.

32) Maria Gertraud Echter von Mespelbrunn, vermählt mit Hans Christoph von Erthal, Nichte, nicht Schwester des Fürstbisch. Julius (Kittel, Btr. z. Gesch. der . . . Echter von Mespelbrunn. Stammbaum).

33) Auf der Rückreise von ihrer Wahl und Krönung zu Frankfurt traf Kaiser Leopold II. am 16. Okt. 1790, Kaiser Franz II. Juli 1792 in Würzburg ein. Eine zeitgenössische Aufzeichnung über den Aufenthalt Leopolds am fürstbischöflichen Hofe ist in der Handschrift der k. Univ.-Bibliothek M. ch. f. 584/2 f. 90—95 erhalten. Festtafeln sowie Beleuchtung der Festung und des Hofgartens bildeten die Glanzpunkte der Feierlichkeiten sowohl bei den beiden Kaisern als bei den kurz nach Franz II. gekommenen preußischen Gästen, König Friedrich Wilhelm II. und dem Kronprinzen. Wagner schildert in Kürze die Festtage 72; 74—75; 75—76. — Die Anerkennung, die die Gäste der Haltung der Bevölkerung zollten, gab Anlaß zu dem fürstlichen Dankerlaß vom 26. Dez. 1792 (L.-Verordnungen 3, 561). Weniger zufrieden scheint man in Würzburg mit dem Kronprinzen von Preußen gewesen zu sein. O. hat wohl darüber an seinen Freund Meiners in Göttingen geschrieben, der am 5. Aug. 1792 erwiederte: So unfein als der Kronprinz von Preußen in Wirzburg war, ist er in Mainz und anderswo auch gewesen. (Oberthürs Briefe in der k. Univ.-Bibl.)

34) Die Erklärung, mit welcher Franz Ludwig den Beitritt zum Fürstenbunde ablehnte, s. bei Wagner l. c. 34—35 Seine Schreiben gegen den Reichskrieg 1792 bei Leitschuh 238—240.

35) Es handelte sich um die Unterdrückung des Aufstandes in den österreichischen Niederlanden. Der Fürstbischof wollte durchaus nicht in eine Linie gestellt werden mit den fürstlichen Soldatenverkäufern seiner Zeit, er verlangte weiter gar nichts als die Unterhaltung der von ihm gestellten Hülfstruppen, während sie im Dienste des Kaisers waren, und es schien ihm Ehre und Vortheil genug, sie an der Seite der Kaiserlichen in so großer Schule geübt zu sehen, vgl. Wagner l. c. 35 - 36 und Seuffert l. c. 25. — Von einer starken Reduction des Militärs unter seiner Regierung redet Sprenke l. c. 57.

36) Seine politischen Anschauungen wurden, wie bei so vielen Deutschen jener Zeit, unter dem Eindruck der Gräuelherrschaft in Frankreich und in der Sorge vor der revolutionären Invasion wesentlich konservativer, man vgl. l. c. das Mandat vom 10. Jan. 1794 und den noch entschiedeneren Fastenbrief vom 31. Jan. 1795.

37) „Ich habe keine Abneigung gegen den Adel; ich bin selbst von Herkunft aus ein Edelmann, und habe diese Herkunft noch nie vergessen; als Regent eines Staats aber muß ich in einem etwas größeren Gesichtspunkte als hier in dem Gutachten dargestellet ist, auf das Wohl des Ganzen sehen, und habe daher noch weit weniger als ein anderer Beruf dazu, bloßes Vorurtheil eines Standes . . . zu berücksichtigen." (Entschließung v. 29 Mai 92 in Univ.-Bibliothek M. ch. f. 584/2 f. 103 b.) Doch hebt der Fürst a. a. O. hervor, daß in neuerer Zeit der Adel, der im Hochstift Dienste nehme, in den Wissenschaften und dem Eifer, sich nützlich zu machen, sich hervorthue. Schwab, Berg 294 mt. 8 hat die unbelegte Nachricht, daß der Adel, besonders der Stiftsadel in der überwiegenden Zahl seiner Glieder den Reformen Franz Ludwigs einen zwar nicht offenen, aber stillen Widerstand entgegensetzte.

38) Den bemerkenswerthen Ausspruch des Bischofs hat O. auch in seine Schrift „Die Feier des . . . achten Julius" S. 50 aufgenommen.

39) Vgl. Anmk 42.

40) Kurze Notiz über die Flucht des Kurf. von Mainz nach Würzburg im J. 1792 bei Wagner l. c. 73—74.

41) Das Verhältniß, in welchem die beiden fürstlichen Brüder zu einander standen ist höchst merkwürdig. Der jüngere, unser Franz Ludwig, war dem Mainzer Kirchenfürsten in geistiger Hinsicht und in der hohen Auffassung des Berufes unstreitig überlegen; Friedrich Karl war aber auch von nicht gewöhnlicher Begabung, von ernstem sittlichem Wollen und seiner erzbischöflichen Stellung vollkommen bewußt. Sie zogen sich wohl ebenso sehr an als sie sich abstießen. Es war ein — man möchte fast sagen: seelsorgerlicher — Drang, wenn Franz Ludwig sein Fürstenideal in der berühmten Denkschrift (s. Schwab, Berg 73) dem Bruder an's Herz legte, oder wenn er Wege zur Annäherung oder Belebung des brüderlichen Verkehrs sucht. Von einem solchen Versuch haben wir nun zu berichten.

Im Juli 1782 begab sich der Präsident des obern Raths Graf Heinrich Karl Wilhelm von Rotenhan-Merzbach im Auftrag des Fürstbischofs zu dem

Kurfürsten von Mainz nach Aschaffenburg mit der Aufgabe Erkundigungen einzuziehen, ob der Kurfürst von einem ihn und seine Regierung ungünstig beurtheilenden Schreiben des fürstl. Würzburgischen Raths Goldmaier Kenntniß habe, ob von ihm ein Besuch des Bischofs in Aschaffenburg gewünscht werde, und ob er in der bisherigen Weise fortzuregieren gesonnen sei. Auf die erste und dritte Frage brachte Rotenhan eine bejahende, auf die zweite eine verneinende Antwort nach Hause. Der Gesandte erstattete in einem ausführlichen Diarium über Verlauf und Erfolg seiner Reise Bericht. Besonders bemerkenswerth sind die darin mitgetheilten Aeußerungen des Kurfürsten über seinen Bruder in Würzburg; sie dienen zur Charakterisirung des letzteren sowie des Verhältnisses der beiden Brüder zu einander und sollen deshalb — wenigstens theilweise — hier veröffentlicht werden. Nicht unwichtig ist auch was man nebenbei über die Lebensgewohnheiten und Tagesordnung des Würzburger und Mainzer Kirchenfürsten erfährt.

Rotenhan war am 18. Juli in Aschaffenburg angekommen. Der Kurfürst empfing ihn verlegen und steif, offenbar fühlte er sich nicht wohl dabei, von einem Sendboten seines ihn aus der Ferne beaufsichtigenden, gestrengen Bruders umgeben zu sein; mit der Zeit trat er aber aus der kühlen Reserve heraus und in den Abendstunden des 23. Juli ließ er sich zu einem längeren Zwiegespräch herbei. Er war sich dabei bewußt, daß sein Bruder alle seine Aeußerungen erfahren werde, und brachte demnach gerade das zur Sprache worüber er sich ihm gegenüber äußern und was er zu seiner Kenntniß gebracht wissen wollte. Der Gesandte erzählt:

„Eminentissimus kamen gegen 7 Uhr wieder zum Vorschein, wo alsdann die ganze Gesellschaft in Schönen Busch fuhr. Em. schickten einen jeden von sich weg, er solle spazierengehen wohin er wolle, und Sie blieben mit Ihrem diensthabenden Kammerherrn, dermalen Grafen von Spauer (ein recht artiger Mensch) ganz allein. Gegen 9 Uhr versammelte sich die Gesellschaft wieder, wo Em. zu mir sagten, der Fürst bliebe nicht so lang heraus in der Luft, il craint le serein, und just ist diese Luft, besonders an einem See wie hier, für einen magern Körper gesund, mir ist sie vom Doctor verordnet. Ego: „Mein Herr gehen auch abends spazieren, solange aber bleiben Sie [nicht] auf dem Spaziergang, meistens retirieren Sie Sich nach 8 Uhr; ob aber daran der meistens um diese Zeit fallende Thau schuld ist, dies weiß ich nicht. Ich glaube, vielmehr die Ordnung. Mein Herr haben, da Sie Sich den ganzen Tag beschäftigen, Ihre Stunden eingetheilt, indem Sie der Meinung sind, daß viele Geschäfte eine pünktliche Ordnung erheischen. Das Souper ist demnach nach 8 Uhr bestellt, Sie retiriren sich also um zu soupiren." Em.: „Mein Bruder könnte ja später soupieren." Ego: „Dies würde Sie wieder derangiren, da Sie nach dem Souper noch ein und anderes thun und Sich gegen 10 Uhr zu Bette legen, um den andern Morgen wieder zu einer bestimmten Stunde ausgeschlafen zu haben (wenn Sie anders wohl sind) und aufstehen zu können." Em. spaßte sich mit der Frau v. Erthal über die Geschäfte der Weiber, über das viele Schlafen der Dames rc. rc.; zuletzt kam aber eine Anmerkung, daß

die wahre Beschäftigung in der Erfüllung seiner Berufs- u. Standes-Pflichten bestünde, und, um diese erfüllen zu können, gehörten auch zu mancher Zeit Erholungs-Stunden dazu ꝛc. ꝛc., welche Anmerkung ab Em. vermuthlich nicht ohne Absicht gemacht wurde.

Gegen halb 10 Uhr fuhren wir wieder nach der Stadt, sogleich wurde soupirt. Em. kamen wieder gegen halb 11 Uhr zum Vorschein. Nach dem Souper hatten Em. die Gnade, eine halbe Stunde mit mir in dem Saale auf und ab zu gehen. Em.: „Wird Werneck unterhalten?“ Ego: „Ja.“ Von Werneck wurde viel en detail gesprochen. Em.: „Seehof wird auch unterhalten?“ Ego: „Ja. So sehr ich aber wünschte, daß mein Herr auf das Land giengen, um manchmal eine Kur zu brauchen, so wenig ist Ihnen der Seehof so wie er jetzo ist anzurathen da nach der dermaligen Anlage auf dem Seehofe kein Schatten ist und man in den Sommermonaten keinen Spaziergang hat, das doch der Zweck eines Gartens ist, es sei dann man wolle allemal in den Wald fahren, und dies ist für alle Tage zu einförmig und zu beschwerlich“. Em.: „Ja, Sie haben Recht, der Seehof ist blos ein Garten für das Frühjahr und Herbst, und zu dieser Jahreszeit ist der Seehof wegen der Nebeln nicht gesund. Wenn aber auch der Seehof eine andere Anlage bekömmt, so geht mein Bruder doch nicht auf das Land, chaqu'un à sa manière de voir, er liebt das Land nicht. Wie ich noch in Bamberg war — zu der Zeit wo er noch melancolisch war, — da mußte ich ihn allezeit forcieren zum Spazierengehen.“ Ego: „Jetzt gehen Sie viel spazieren, Sie machen Sich gottlob viel Bewegung; noch ein klein wenig weniger arbeiten, und dann ist in diesem Anbetracht nichts mehr zu desideriren; Sie sind auch nicht melancolisch, können manchmal recht aufgeräumt sein“. Em.: „tant mieux.“ Ego: „Ich vor meinen Theil wünschte, daß mein gnädigster Herr einmal den Schönen Busch sähen, auf dem Seehof ließen sich viele Imitationes anbringen“. Em.: „Ja ja, auf dem Seehof könnte man schöne Sachen machen.“ Daß aber Ihro F. G. hiehero kommen sollten, darauf haben Em. gar nichts geantwortet. Ich sagte es zu Fleiß und erwartete wenigstens: „es wird mir recht lieb sein, mein H. Bruder soll einmal kommen ꝛc. ꝛc.“ Hievon aber altum silentium. Hierauf fienge ich wieder an ut supra: „Die eigentliche Ursache aber warum mein Herr bis itzo nicht auf das Land gegangen, ist glaube ich darin zu suchen daß Sie Sich nicht von Ihren Dicasterien entfernen wollen; es fehlt sich nicht, daß man öfters mit diesem oder jenem Rath zu sprechen hat, diesen oder jenen Referendarium in einer Sache holen läßt, und dann ist es zu beschwerlich und langzügig, immer den Rath, den man sprechen will, auf das Land holen zu lassen ꝛc. ꝛc.“ Ich sagte dies alles und noch mehreres, mehr um den Gedanken melancolie Em. aus dem Sinne zu bringen als aus Überzeugung. Em.: „Obschon ich lang auf dem Lande bleibe, so bleiben meine Geschäfte dennoch nicht zurück. Ich habe meine Leute bei mir, die Expeditionen und Resolutionen werden durch Husaren nach Maynz geschickt, der einzige Unterschied besteht demnach in 6 Stunden später, mais chaqu'un à sa manière de voir“.

Da wurde nun viel gesprochen was nicht merkwürdig ist zü allegiren; nach und nach tournirte ich den Discours auf Pracht, Feste 2c. 2c. Em.: „Sie sehen wie ich hier bin. Alles was Pracht, Feste und Repräsentation heißt, das ist mein Tod, ausgenommen in Maynz Sonntag und Dienstag da habe ich große Tafel." Ich vermuthe, Em. haben Sich versprochen, statt Dienstag ist meines Wissens Donnerstag große Tafel. „2 Tage in der Woche muß man doch haben; die übrigen bringe ganz klein und Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag ganz allein zu, das Antichambriren kann ich nicht leiden, an die Tage wo ich allein bin da geht kein Mensch in die Kirche mit mir als meine zwei Kammerherrn; hernach kommen die Ministres die Ordres zu holen, und dann ist es bei Hofe aus." Ego (ganz studio in die Rede fallend): „was das Kirchengehen betrifft, so genirt uns mein Herr auch nicht. Je mehr daß Cavaliere in die Kirche gehen, desto besser, der Herr verlangen es aber an gemeinen Tagen nicht; Sie sind auch gemeiniglich sehr schlecht an solchen Tagen cortegirt, und der Herr sehen gar nicht darauf ob jemand da ist oder nicht." Em.: „Aus eben dieser Ursache, da ich das Repräsentiren nicht gern habe, habe ich die Gallatage abgestellt, Neujahr ist der einzige." Ego: „Wir haben auch keine: distinguirte Tage haben wir eigentlich nur vier, die drei hohe Feste Weihnachten, Ostern, Pfingsten, und dann Kiliani oder Heinrici." Em.: „Diese halte ich auch." Ego: „An diesen Tagen fahren mein Herr in die Vorvesper, halten den andern Tag das Amt, Mittag ist Domherrn-Tafel, und Abends 6 Uhr ist bei Hofe alles aus. Damit schließt sich der Gallatag, oder besser nur distinguirte." Em.: „Ich halte nicht immer das Amt und die Vorvesper an solchen Festen, und dies weil es zu viel Beschwerlichkeiten macht: Die Residenz ist zuweit vom Dom in Maynz entfernt, mit dem ganzen Apparat als Erzbischof angezogen, in einem großen Gallawagen sitzend, den ganzen Hof dabei haben, Schritt vor Schritt so durch die ganze Stadt durchfahren mit dem ganzen Zuge — dies ist mein Tod. Ja wenn bei dem Dom ein Erzbischofhaus wäre (und ich habe schon einigemal daran gedacht, eines zu bauen), das geräumlich genug wäre, so daß man Abends ganz in der Stille hinfahren könnte, sich dort anziehen, die Vesper halten, dort alsdann schlafen, den andern Tag sich wieder anziehen, das Amt halten, und alsdann ganz in der Stille wieder nach Hofe fahren könnte, ja da wollte ich es gelten lassen; aber so ist es zu beschwerlich. Es ist zwar ein Haus daneben, der sogenannte Bischofshof, dies ist aber zu klein". Ego: „Mein Herr fahren an solchen Tagen mit Ihrem Hofe Schritt vor Schritt in die Kirche 2c. 2c. Sie fahren auch sonst immer, wenn Sie nur Visiten fahren, Schritt vor Schritt in die Stadt." Em: „Dies wäre mein Tod, wenn dies von mir verlangt würde, so gienge ich nicht aus dem Hause, dazu gehört ja immer ein größer Cortege, Bediente müssen ja alle zu Fuß gehen". Ego: „Ja, der Kammerfourier, Wagenmeister, zwei Läufer, ein Kammerlaquai, dann zwei Heydukken, und zwei Knaben; dies geht alles zu Fuß." Em.: priora. Ego: „Mein Herr geben zur Ursache an, es schicke sich nicht daß ein Bischof in der Stadt herumrenne." Em.: „Ja, dies ist schon recht. Ich renne auch nicht, man muß nicht fahren wie ein petit maître, aber einen ordentlichen

Trapp, il faut un juste milieu en tout". Hernach fragten Sie nach der Malerei. Hierüber mündlich, weil die Zeit zu kurz wird. Um halb 12 beiläufig retirirte sich alles.

Ueber den letzten Tag seines Aufenthaltes in Aschaffenburg, den 24. Juli trug Rotenhan noch einige Aufzeichnungen in sein Diarium ein, unter welchen die bemerkenswerthesten die folgenden sind: „Nach dem Souper kamen Em. wieder zum Vorschein, wo ich mich beurlaubte. Em. waren äußerst gnädig, brauchten solche Ausdrücke, die mich ganz rührten und beschämten, und so kalt der Anfang war, so gnadenvoll war der Abschied. His praemissis sagten Em.: „Dem Fürsten meinen Herrn Bruder sagen Sie mein groß Compliment; ich schätzte ihn sehr hoch, hielte ihn sehr werth und wäre ganz durchdrungen von brüderlicher und nachbarlicher Freundschaft; ich erkennte in ihm einen großen Regenten, der sich zum Zweck gemacht hätte, seine Länder glücklich zu machen; er solle seine Gesundheit schonen, damit er lang regiere; er solle sich über die Rapports, die man ihm von mir mache, beruhigen, ich wolle es auch vice versa so machen; sagen Sie ihm, ich hätte eine Idee von seinen Einrichtungen, die er schon gemacht hätte und noch zu machen gedenke, und von seiner Regierungsart." Alsdann fuhren Em. weiter fort: „Über die Rapports muß man sich aber hinaussetzen. Sind die Rapporteurs in der Nähe, so machen sie ihre Beurtheilungen aus Neigung zur Critique; sind sie in der Ferne, so sind ihre Telescope nicht gut genug, um die Gegenstände von demjenigen Gesichtspunkte aus zu betrachten wie sie sollen betrachtet werden. Man muß die Sachen nach ihrer Lage sehen. Die principes der Administration, der Regierung sind nicht allgemein, sie müssen nach der Localität, nach dem Clima, nach dem Personale eingerichtet und anwendbar gemacht werden. Der Fürst und ich wir haben einerlei Zweck, wir wollen alle beide das Gute; unsere Mitteln können aber nicht die nemlichen sein. Wenn mein Herr Bruder meine Regierungsart annehmen wollte, würde sie vielleicht bei seinem Locale nicht gut thun, und wenn ich die seinige adoptiren wollte, würde sie bei meinem Locale auch nicht gut thun, ein jeder Regent muß sich nach der Localität seines Landes richten rc." Ich wollte öfters, soviel es der Respect zugelassen hätte, in die Rede fallen, um etwas darauf zu sagen, Em. ließ mich aber nie zum Worte kommen. Em. weiter: „Mein Hauptgrundsatz ist, beim Alten zu bleiben, obschon man nicht glaubt daß ich es thue. Ich lese aber die alte Protocolle, stühre die alten Papiere herum, und finde daß die Alten auch keine Narren waren, sondern viele gescheite Sachen gemacht haben; solang ich es also noch bei dem alten System belassen kann, solang fahre ich darauf fort, obschon man das Gegentheil glaubt. Jedoch will ich nicht gesagt haben: plane nihil innovetur. Dies ist auch meine Meinung nicht." Hätten nun Em. sich näher erklärt, wer denn das Gegentheil glaubt, Ihro Hochfürstl. Gnaden vielleicht, oder wäre es nicht in publico gewesen, so hätte ich wahrhaftig den Anlaß genommen, ohne zwar dazu instruirt gewesen zu sein, und wäre in Ansehung der Beibehaltung des alten Systems näher in Detail gegangen, ich hätte die Einziehung der Oberämter, die Vermehrung

des Cabinetspersonale 2c. 2c. ganz dreist allegirt; so konnte ich es aber nicht thun, ohne den schuldigen Respect zu verletzen. Jedoch gabe ich hierauf zur Antwort: „Dies ist eben auch das System des Fürsten meines Herrn; so lang auf dem alten System fortgearbeit werden kann, solange preferiren mein gnädigster Herr das alte System einem neuen". Hier sagte ich beiläufig auf verdeckte Weise das was in dem bewußten Briefe stehet. Ego weiter: „In Betreff der Innovation so haben sich mein Herr dies zum System gemacht, zu einer jeden Innovation, Verordnung 2c. 2c. die Gelegenheit abzupassen, und Sie haben gefunden, daß dieser Weg zwar etwas langzügig, in der Folge aber von einer herrlichen Würkung sei, als gleich z. B. bei Gelegenheit der itzigen Schulvisitation auf dem Lande werden mehrere Verordnungen gemacht werden, die ganz passend auf die bei der Visitation vorgefundenen Fehlern können eingerichtet werden. Ein gleiches wird bei dem itzo in der Visitation stehenden Lazareth beobachtet werden. Die Vorkehrungen sind nach dieser Art weniger auffallend, mehr quasi schleichend, und man ist fast immer sicher vom Erfolge." Em.: „Ja ja, diese Methode ist ganz gut, mein H. Bruder hat schon schöne Sachen gemacht und wird deren noch mehrere machen; er ist ein guter, einsichtiger Regent." Ego: „Betreffend aber die Innovation so sind mein Herr kein Liebhaber davon, und nach Ihrem System werden davon keine gemacht als aus Noth oder wenn ein großer Nutzen daraus erzielt werden kann. Es ist auch bei uns gottlob itzo alles ruhig. Die Herren haben gesehen, daß der Fürst mein Herr immer in seinem geraden Geleise bleibet, und sich nicht irre machen läßt, so sind sie itzo ganz still."

42) Von der im J. 1785 zu Würzburg gegründeten Lesegesellschaft und ihrer nach Jahresfrist erfolgten Auflösung handelt ausführlich Göbl in seinen Aufsatz „Die erste öffentliche Lesegesellschaft in Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal." (Archiv des histor. Vereins Bd. 36, S. 195—214.) Der Fürst wollte von einem solchen Verein nichts wissen, weil nach seiner Ansicht die Gefahr bestand, daß er sich der staatlichen, d. h. im vorliegenden Falle seiner Beaufsichtigung entziehen könnte. Sein Recht zu der Ueberwachung entwickelt er ausführlich in den a. a. O. als Beilage II abgedruckten „Anmerkungen über das die Lesegesellschaft betreffende Promemoria des Herrn Statthalters Freyherrn von Dahlberg vom 18. Julius 1785." Erst durch diese staatsrechtliche Denkschrift gewinnt der Versuch zur Bildung einer Lesegesellschaft, an welchem unser Oberthür sehr betheiligt war, an Wichtigkeit. Das Promemoria sowohl als das ihm beigegebene Begleitschreiben v. Dalbergs sind wenigstens noch in dem von des letzteren Hand selbst geschriebenen Entwurf vorhanden (Univ.-Bibl. Würzburg M. ch. f. 584/2 f. 273—274). Ein Abdruck der Eingabe der Lesegesellschaft ist überflüssig, denn ihre Hauptpunkte sind in die oben erwähnten „Anmerkungen" übergegangen; dagegen soll das Schreiben Dalbergs veröffentlicht werden, weil es für ihn selbst und für seine Stellung zum Bischof höchst charakteristisch ist. Es lautet: „Diesen unterthänigsten Vorstellungen der Les-Gesellschaft füge ich folgende gehorsamste Bemerkungen bei:

Erstlich. Ew. Hochfürstliche Gnaden haben die verehrungswürdige Absicht, alle Gelegenheiten zu benutzen, welche auf Verbesserung der Sitten Einfluß haben können. Diese Les-Gesellschaft scheint mir in dieser Absicht erwünscht zu sein. Durch Vermischung verschiedener Ständen wird der schädliche Ahnenstolz verbannt. Bei manchen wird der Geschmack an nutzlichen Unterrredungen und an der Lesung guter Bücher den Hang zum Spielen und Müssiggehen verdrängen; und da die hiesige Jugend sehr verdorben ist, so scheint mir wichtig, daß mancher junge Mann in dem Umgang rechtschaffener Männer gebildet und von schädlichen Ausschweifungen abgehalten werde. Nicht in solchen Gesellschaften sondern in Winkeln werden Laster ausgebrütet. Der höchste Landesherr kann durch rechtschaffene Mitglieder in solchen Versammlungen eben darum am meisten würken, weil sein Einfluß unvermerket ist.

Zweitens. Ihro Hochfürstliche Gnaden verabscheuen mit Recht die Verbreitung gottloser und schändlicher Schriften. Diese werden aber am meisten in Privatstuben und nicht in solchen Gesellschaften gelesen. Und wenn hier etwas einschleicht, so ist das Gegengift auch da, und bestehet in vernünftigen freundschaftlichen Unterredungen mit rechtschaffenen Mitgliedern der Gesellschaft.

Drittens. Fast in allen Städten Teutschlands sind Privat-Les-Gesellschaften entstanden, und es wird für das Würzburger Publicum kränkend sein, wenn unter der milden gerechten Regierung Franz Ludwigs weniger gesellschaftliche Freiheit (das wichtigste Gut der Menschen) herrschen sollte als in irgend einem Ort, zumalen die Absicht dieser Les-Gesellschaft nicht nur unschuldig sondern löblich ist.

Ich unterwerfe alles dieses dem Höchsten Ermessen, und werde jede Berichtigung meiner Meinung mit unterthänigstem Dank annehmen. Nie werde ich es mir beigehen lassen meine Meinung voreilig vorzutragen; wann aber Ihro Hochfürstliche Gnaden gnädigst geruhen mich zu einem Gegenstand zu gebrauchen, dann ist es auch meine erste Pflicht, ohne Rückhalt und nach Überzeugung, aber immer mit tiefschuldiger Verehrung zu sprechen. Würzburg, den 18. Julii. 1785.

Dalberg.

Ich lege den Aufsatz der Les-Gesellschaft gehorsamst bei, obschon er lediglich an mich gerichtet ist. Er enthaltet die Meinung der anwesenden Mitglieder, die vom Domicellaren Gr. von Stadion gesammelt und aufgezeichnet worden. Ihro Hochfürstl. Gnaden denken gnädig und gerecht, und nehmen freimüthige, übrigens verehrungsvolle Äußerungen gnädigst auf. Sollte gegenwärtige Les-Gesellschaft eingehen, so würde es vielleicht möglich sein, eine offentliche academische Les-Gesellschaft zustande zubringen. Sie würde aber meines Erachtens niemalen von dem Nutzen sein, wie gegenwärtiges freie Privat-Institut, weil solchen Anstalten jeder Schein eines Zwangs nachtheilig ist. Ich überlasse jedoch alles dem Höchsten Ermessen gehorsamst, und bleibe bereit als Werkzeug auch auf eine andere Weiß hierin zu dienen."

Auf den im J. 1790 durch den Akademischen Senat wiederholten Versuch, eine Lesegesellschaft ins Leben zu rufen (vgl. Göbl a. a. O. 207), beziehen

sich einige Bemerkungen Franz Ludwigs in Briefen an seinen Referendar Seuffert (Seufferts Nachlaß). So heißt es im Nachtrag zu einem Brief vom 7. Jan. 1791: „Die Entschließung, welche Ich auf den Antrag des Akademischen Senats in Betreff der Einrichtung einer Lesegesellschaft erlassen hab, wird Hofrath Seuffert als Professor jezo wohl auch erfahren haben, wenn ihm gleich wegen Abwesenheit der Antrag vorhin etwa unbekannt geblieben ist." Und zwei Tage später kommt er auf die Angelegenheit mit den Worten zurück: „In der von mir selbst verfaßten Entschließung hab Ich die Errichtung einer Lese-Gesellschaft eigentlich nicht untersagt, sondern Ich hab eine andere, wie ich denke nicht unsanfte, Wendung, um den Antrag abzuweisen, gebraucht". Diese „Wendung" bestand darin, daß er den Akademischen Senat aufforderte, ihn nicht weiter mit der Sache zu behelligen, sein Nachfolger könne eine Entscheidung treffen welche er für gut finde; wolle man aber nicht warten, so solle man wenigstens recht vorsichtig vorgehen. Das Schriftstück „Resolutio Celsissimi" liegt uns in einer undatierten gleichzeitigen Abschrift vor (Univ.-Bibl. Würzburg „Materialien z. Gesch. der Univ. Würzburg 6 f. 203—205"). Die staatsrechtlichen oder staatspolizeilichen Bedenken treten hier nicht mehr so stark in Vordergrund wie im J. 1785, es spricht mehr der moralisierende Pädagoge, der mit seinem gesunden Menschenverstand Vielleserei und Halbwisserei verdammt und als Resultat seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens folgende treffende Säze aufstellt: „Vielwisser und genug solcher Leute dürften erzeugt werden, welche aus Wiß- und Neugierde sehr fleißig und treu alle gelehrte und politische Zeitungen, Journale, Wochen- und Monatschreiben, Werke des Wizes und der Laune, um figürlich zu reden, verschlucken und sich in Wissenschaften eine gänzliche Unverdauligkeit zuziehen würden; die Gründlichkeit aber in den Wissenschaften werde nichts oder wenig dabei gewinnen und diese Gesellschaft in dieser Sphäre beinah eben den Erfolg haben, wie die Bruderschaften in Ansehung des Christenthums und der wahren Andacht hatten, von welchen man sich anfangs viel Gutes versprach, die aber noch ehender der ächten Andacht insofern geschadet haben dürften, da die meisten Leute, ohne sich eben sehr eines christlichen Lebenswandels zu befleißen, ein vermessenes Vertrauen darauf gesezt hätten den Bruderschaften einverleibt zu sein und die Bruderschafts-Gebether täglich daher gesagt zu haben. Der Gesellschaftsort stünde den ganzen Tag gleichsam wie ein Kaffeehaus offen, und würde mithin im gewissen Verstande ein gelehrter Müßiggang unterhalten; nämlich es würden Mehrere, denen solche Geisteszerstreuungen weit angenehmer wären als die meisten etwas trockenere Berufsgeschäften, leztere vernachlässigen und ihre wesentlichen Dienste dem Staate entziehen, zumalen doch solche Leute auch nebenher würden Leibsbewegungen machen, ihre Freunde und Anverwandte besuchen, bei Spiel, Gesellschaften, Concerten, Gastereien sich einfinden wollen. — Wenn die geheimen Illuminaten- Rosenkreuzer- 2c. Gesellschaft auch keine Sprößlinge und Geburten von der Lesegesellschaft seien, da jene älter wären und daher leztere noch ehender von jenen Kopeien sein könnten, mögte es doch nicht so ganz unwahrscheinlich sein, daß die vorgedachten und andere geheimen Gesellschaften, wo sie noch nicht Fuß gefaßt hätten, solchen anerst

gelegentlich der Lesegesellschaft gewonnen hätten." — Weiterhin entwickelt er sehr deutlich seine Anschauung von der Stellung der Wissenschaft im Staate: „Die Absicht mancher Gelehrten aller Orten, das Reich der Meinungen auch selbst in Ansehung dessen, was öffentlich gelehrt und geschrieben werden dürfe, von aller landesherrlichen Leitung ganz unabhängig zu machen und eine Republik, die statum in statu darstelle, zu bilden, werde zwar durch täglich gelegenheitliche nähere Vereinigung und Verkettungen der Gelehrten leichter durchgesezt werden können; ob aber auch dem allgemeinen Wohl, dem auch der Glanz der Wissenschaften untergeordnet sein und bleiben müße, dadurch genüzet oder geschadet werde, sei noch eine ganz andere Frage. — Bedenkliche und schädliche Bücher, die sonst mehr unbekannt geblieben wären, würden bekannter und mehr in Umlauf gebracht, und selbst in den gelehrten Journalen, Wochen-, Monat- und andern Zeitschriften kämen öfters Sachen und Dinge vor, welche, da die Mitglieder doch nicht aus lauter Professoren bestehen würden, für manches aufgenommene sonstige Mitglied sehr unverdaulich sein dürfte." Er könne sich, fährt er fort, nicht davon überzeugen, daß eine solche Anstalt gerade nothwendig oder auch nur höchst nützlich wäre. Würde er sie aber genehmigen, so würde ihm, der doch nach seiner ganzen Temperaments und Geistesanlage, auch schon verjährten und gleichsam zur Natur gediehenen Gewohnheit sich nicht mit dictaminibus reflexis behelfen könne, ein neues Fach zufallen, welches seine Aufmerksamkeit stets gespannt halten würde, „dessen ich doch, wenn nicht Noth oder entschiedener Nutzen eintritt, bei meinem zunehmenden Alter um da mehr gern entübriget sein mögte, als schon der Fächer fast zu viele sind, die meinen Geist beständig gespannt erhalten".

43) Oberthür selbst, so fern ihm auch Schlemmerei und roher Sinnegenuß lag, wollte doch von weltverläugnender Askese nichts wissen. So leitet er z. B. in seinem Taschenbuch für 1798 S. 219 die Beschreibung eines Gastmahls der fränkischen Häfnerzunft in Würzburg mit den Worten ein: „Ich erzähle mit Vergnügen . . . davon, weil ich mir gar so gerne die Menschen in einem fröhlichen Zirkel, bei einem trauten Gastmahle, und bei frohem dankbaren und mäßigen Genusse der Gaben des Schöpfers denke". Mit andern Augen sah sein strenger Bischof das Wirthshaustreiben mit seinen übeln materiellen oder moralischen Folgen an; so macht er z. B. in einer Entscheidung vom 22. Dez. 1788 die Bemerkung: „Aus einem Armen-Institut-Commissions-Protocoll habe Ich ersehen, daß das Ort Unterweißenbrunn, seitdem es ein Schildwirthshaus hat, schon sehr weit herabgekommen sei". (Gebr. Amts-Prot. 1788. IV. f. 1948). Die Errichtung eines 7. Café in Würzburg gestattete er nicht, da er von dergleichen nur den Müßiggang nährenden Kaffee-Schenken gar kein Liebhaber sei. Entschließung vom 7. Dez. 1781 in Würzburg Kreisarch. G. 10, 839.

44) Das Hoftheater wurde 1773 im sogenannten weißen Saale der Residenz eingerichtet, die Dekorationen hat Gallerieinspektor Fesel verfertigt, und Adam Friedrich griff selber als Regisseur ein, indem er seinen Hof-Virtuosen ihre Rollen zutheilte. (Archiv des hist. Ver. f. den Untermainkreis II, 1 S. 200 f.)

45) Die Univ.-Bibliothek besitzt die gedruckten Texte einiger italienischer Opern aus der Regierungszeit Adam Friedrichs, die vermutlich in seinem Schloßtheater aufgeführt worden sind, so: „Adrian in Syrien, durch edle Sing-Kunst, aus Befehl . . . Herrn Adam Friderich Bischoffen zu Wirtzburg . . . fürzustellen". Deutsch mit gegenüberstehendem italienischem Text. „Der gute und gedultige Ehmann, In einem Musicalischen Schertz-Spiel Zur Fast-nachts-Zeit Durch Drey Unterredungen Zwischen Schaldon und Sorbinen vorgestellet. Die Music ist von . . . Waßmuth Hochfürstl. Hof-Compositorn. Und verteuscht Durch A. W. H. Gleitsmann . . ." Mit gegenüberstehendem ital. Text. „Il vecchio Alfeo, medico di Campagna, burlesca in musisa per il carnevale. La muscia é del . . . Giorgio Wassmuth, maestro di capella aulica. Wirzburgo, Engmann". Kurzer Auszug des ganzen Inhalts und vorkommenden Handlungen des Lust- und Singspiels genannt: „La schiava amorosa, oder: Die verliebte Sclavin. Wirzburg, Nitribitt." La creduta pastorella. Dramma giocoso a sette voci posto in musica dal . . . Luigi Caruso maestro di capella Napolitano. Wirzburgo, Sartorio." Ob und wann diese Stücke in Rom aufgeführt worden, ist uns nicht bekannt. Von den Karnevalsaufführungen in Rom meldet O. in seiner Selbstbiographie 1, 76,: „Es war damals Sitte, daß für jedes der größern Theater für den Karneval zwei Opern von verschiedenen Meistern komponirt wurden, wovon die eine in der ersten Abtheilung des Faschings, die andere in der andern Hälfte aufgeführt wurden. Die drei ersten Vorstellungen hindurch mußte der Meister so sie komponirt hatte das Orchester selbst in eigener Person dirigiren".

46) Zu dieser Mißachtung trug freilich der Schauspielerstand selber viel bei durch die vielen übeln Elemente, aus denen er bestand, s. Devrient, Gesch. der deutschen Schauspielkunst 2, 317 f.

47) Franz Ludwig kaufte das Kunst- und Naturalien-Cabinet des Minoriten Bonavita Blank, s. Übersicht des Blankischen . . . Naturalien . . . Kabinetes . . . S. 19. Die Sammlung wurde in dem südlichen an dem Hofgarten liegenden Nebengebäude der Residenz untergebracht. — Nach einer Notiz im Journal v. u. f. Franken 1791, 3, 766 räumte Thalia ihren Tempel, und da wo sonst das sehr artige Hoftheater stand und in den zunächst daran stoßenden Zimmern soll eine Bildergallerie errichtet werden.

48) Es bedurfte der dringenden Mahnung des Leibarzts Prof. Marcus, um den Bischof zum Gebrauch des Bades Bocklet zu bewegen, der besorgte, dort belästigt zu werden oder Gäste zur Tafel laden zu müssen. Im Sommer 1789 besuchte er das Bad, aber ein sehr aufregender Vorfall, den er dort erlebte, schreckte ihn von einer Wiederholung des Besuches ab. Vgl. die Briefe von Marcus an Franz Ludwig in Seuffert's Nachlaß, und Wagner l. c. 29, wo übrigens von einer wiederholten Badekur in Bocklet die Rede ist.

49) Die Hauptdaten zur Gesch. des in altfranzösischem Geschmack her-gestellten fürstlichen Garten zu Veitshöchheim findet man bei Stamminger, Würzburgs Kunstleben im 18. Jahrh. Separatabdr. a. Bd. 35 des Arch. des histor. Vereins v. Unterfr. u. Asch. S. 16—17.

50) Von den bischöflichen Visitationen sagt Wagner l. c. 29, daß sie die Gesundheit des hohen Herrn untergraben haben. Die Verordnung vom 1. Aug. 1783 (Heffner, Sammlg. der . . . Landes-Verordn. 3, 287—288) läßt erkennen, mit welch hohem Ernste Franz Ludwig diese Seite seines bischöflichen Amtes auffaßte. Seine „Predigten dem Landvolke vorgetragen" sind in 2. Aufl. Würzb. 1841 erschienen.

51) Das Schriftstück, auf welches hier Bezug genommen ist, ein Erlaß Franz Ludwigs an den Weihbischof (v. Gebsattel), befindet sich im Original im k. Kreisarchiv dahier. Der Fürstbischof beleuchtet darin so klar seine Stellung zum Dogma und theologischen Unterricht, daß wir es seinem ganzen Wortlaut nach zum Abdruck bringen:

Ehrwürdig und Wohlgebohrner Freiherr besonders lieber
Herr Weihbischof!

Es ist Mir seit Meiner Regierung über anstössig vermeinte Säze und über bedenkliche Lehrart, welche der Vicariats-Rath und Professor Oberthür bei seinen theologischen Vorlesungen angenommen haben solle, so vieles zu Ohren gekommen, daß Ich darüber nicht wenig aufmerksam werden mußte, und Ursache genug gefunden habe auf Wege zu gedenken, welche Mich näher auf den Grund der Wahrheit kommen ließen.

Ich habe dahero die Einleitung und Verfügung getroffen, daß Ich dasjenige, was er seinen Zuhörern entweder und so wie es in Ansehung seiner Einleitung verlautet in die Feder dictirt oder auswendig und ohne eines Lehrbuchs sich zu bedienen, mündlich vorgetragen hat von den Candidaten aber nachgeschrieben worden, zur selbstigen vollständigen Einsicht erhalte, auf welche Einsichtsgewinnung zu bestehen Ich Mich noch mehr veranlasset gesehen als Meine Aufmerksamkeit alsdann vergrößert worden, wo Ich bei dessen Anstellung als Präfekt der Trivialschulen wahrnahm, daß selbige von dem Publico nicht zum allerbesten aufgenommen worden, welches allerdings ein Mißtrauen in dessen Person zu verrathen scheinet.

Ich habe nun auch vor einer nicht so langen Zeit gedachten seinen theologischen Vortrag schriftlich erhalten, und ob Ich gleich selbigen zur Zeit nicht dafür ansehen will, daß alles gerade so niedergeschrieben seie wie er es vorgetragen hat; und ob Ich gleich auch sowohl derenthalben als überhaupt eine seiner Einsicht Gelehrtheit rechtglaubigen Gedenkungsart und Eifer auch sonst gerechten Absichten zu nahe gehende voreilige eigentliche Entscheidung zu fällen noch nicht gesinnet bin, so kann Ich doch nicht verhalten, daß, sowie Ich insgemein fast untrügliche Merkmale eines allzugroßen Hangs zu dem Neuen und Ungewöhnlichen darinnen angetroffen und der allzu belles-lettristische in Ausdrücken gar nicht genau genug bestimmte Vortrag zu einer Einleitung in die Theologie Mir gar nicht gefallen hat, auch mehrere darinnen vorkommende Säze wenigstens und, um vor der Hand nicht zu viel zu sagen, Mir äußerst bedenklich scheinen, unter andern aber mit vieler Aufsicht daraus wahrgenommen habe, daß

a) Gleichwie in vorigen Zeiten aus einem allzu blinden und öfters mit wahrer Verletzung der christlichen Liebe ausgeübten Eifer vor die Religion allzu leichterdinge Säze, die neue waren auch öfters nur neue zu sein schienen, als

keßerisch angefochten und die Vertheidiger derselben verfolget worden sind, anjeßo mit einem ganz gerad entgegengesetzten Benehmen eine allzu große Freiheit zu denken begünstiget werde, und eine von den heutigen Philosophen zu weit getriebene und in dem Sprachgebrauch fast zur Mode gewordene sogenannte Menschenliebe den Eifer vor die Ehre Gottes und die ohnverfälschte Aufrechterhaltung der wahren Religion beinahe verdrängen wolle, wohin gewissermaßen die Stelle des Professor Oberthür's aus seiner Einleitung in die Theologie gehören mag, wo er sagt: „Hiebei müssen wir ganz von der wärmsten Menschenliebe beseelet sein, und eine gründliche Menschenkenntniß muß unser Leitfaden sein. Wir müssen wissen, daß man auch mit dem beßten Herzen fehlen könne, und so werden Sie auch den bösartigsten Gegner mit einer christlichen Sanftmuth und Menschenliebe und mit einer Höflichkeit, die wir jedem Menschen schuldig sind, begegnen. Wir müssen alles Verkeßern beiseite setzen, indem der Name eines Keßers, den die Theologen davon geben, schon so auffallend ist. Sie nennen den einen Keßer, der der erkannten Wahrheit widerstrebt, und ach! Menschen redet nach eurem Gefühl! Wie viel giebts dergleichen! Höchstens kann man das von dergleichen Leuten behaupten, die zu stolz und vor die Wahrheit ihrer Meinung so eingenommen sind, daß sie unsere Gründe nicht anhören und einsehen wollen 2c." Wenn der Theologe alles Verkeßern beiseite setzen solle, wenn dem Gefühl überlassen wird die Sache zu entscheiden, wenn der nur ein Keßer sein solle der die Wahrheit zwar erkennt selbige aber dannoch läugnet, oder nur der welcher die Gründe nicht einmal anhören und einsehen will, so ist es freilich wahr, daß es wenig Keßer gebe. Ob aber das genau und bestimmt auch nach unseren Religionsgrundsätzen gesprochen seie, zweifele Ich sehr, wenigstens glaube Ich, daß die ohnehin schon zu weit gediehene Freiheit zu denken dadurch allzusehr begünstiget werde.

b) Daß gegen die bei unserer Kirche bishero obgewaltete Meinung und Gesäße protestantische tief in das theologische Fach und in die materiam religionis einschlagende Bücher nicht nur überhaupt oder nebenher sondern sogar und insoweit offenbar vorzüglich anempfohlen werden, daß nur wenig katholische Bücher eine gleiche Empfehlung erhalten haben, und man in der That nach der Auswahl der empfohlenen Bücher ehender dafür halten würde es seie ein Protestant als ein Katholik der Verfasser der theologischen Einleitung, wie dann auch zur Anlage einer theologischen Bibliothek außer der Litteratur des katholischen Deutschlands und Wilhelmi Patrologia lauter Protestanten, um von daher den Unterricht herzuholen, vorgeschlagen werden. Ich bin noch keineswegs gesinnet, die Erlaubniß jene Bücher zu lesen, die bishero in unserer Kirche vorzüglich als verboten angesehen worden, einem oder dem andern Professori theologiae zu übertragen, noch weniger aber kann Ich geschehen lassen, daß einer derselben seinen Candidaten öffentlich sage, daß sie bei der Polemik schlechterdings alles lesen dürfen.

c) Daß über die bishero in allen katholischen Schulen üblich gewesenen auch nach ausgemusterter bloßer Speculativ-Theologie verbliebene Lehrart so

scoptisch mit solchen satyrischen Zügen und mit so weniger Vorsicht losgezohen [sic] worden, daß es in Verbindung mit der fast alleinigen Anempfehlung protestantischer Bücher gar kein Wunder ist wenn Schwächere, denen sein Vortrag zu Gesicht kommt, sich darüber ärgern und von andern noch nachtheiligeren Folgen auf unsere Lehre selbsten gezohen würden, zumalen wo sie darinnen ein- oder andere so schöne Anecdoten antreffen, deren Erzehlung nur zur Verkleinerung unserer Religion gereichen kann.

d) Daß mit der bereits gedachten Verwerfung der bisherigen Lehrart der Theologie eine ganz andere Gestalt gegeben und ein solches neues Lehrgebäu aufgeführet werden wolle, welches in die Wesenheit der Sache nemlich in unsere Religionsgrundsätze zu vielen nicht ohnbedenklichen Einfluß zu haben scheinet. Ich will zwar keineswegs in Abrede stellen, daß es räthlich sein möge, die Theologie oder vielmehr die Lehre derselben in ein mehr zusammenhangendes System zu bringen und die Verfügung dahin zu treffen, damit ein jeder Candidat selbige in einer solchen Ordnung hören müßte. Und Ich habe mir darüber auch schon einzelne Gutachten geben lassen. Dieweilen aber der Nutzen davon nicht blos scheinbar sondern auch wesentlich sein und klar vor Augen liegen muß, und darbei mit solcher Vorsicht zu Werke zu gehen ist, daß denen Religionsgrundsätzen auf irgend eine Weise nicht zu nahe getreten und selbige einiger gegründeten Gefahr nicht ausgesetzet werden, so würde es, anderer Ursachen zu geschweigen, gegen alle Regierung- und oberhirtliche Amts-Klugheit laufen, wenn Ich in einer so wichtigen Sache mich auf das Gutfinden und die Einsicht eines einzigen, zumalen eines solchen verlassen wollte, deme in Ansehung seiner noch jungen Jahre und der kürzeren Zeit seines Lehramts immer mit einigem Grund der Mangel hinlänglicher Erfahrung gemacht werden kann, und welcher noch überdies nicht die erforderliche Unparteiligkeit, welche Ich zu einer solchen Abänderung vor allem erfordre, und vielleicht ebensowenig Gedult, eine an sich selbst auch gute Sache reif werden zu lassen, zu besitzen scheinet.

e) Daß gegen alle Erfahrung, welche man über die menschlichen Kräfte über die kurze Dauer des Lebens über die erforderliche Zeit um sich in den eigentlichen Berufswissenschaften vollkommener zu machen, genugsam vor sich hat, auch ohne die so nöthige Gränzlinie anzuzeigen und genau zu bestimmen, die theologischen Candidaten in ein so weitschichtiges Feld von allerlei theils nöthig angesehenen theils nützlichen theils blos ergötzlichen Wissenschaften geführet und ihnen die Lesung so vieler Bücher angerathen werden, daß sogar auch die Romanen unter gewissen jedoch nicht angeführten Cautelen nicht ohnvergessen geblieben seind, dahingegen deren Asceten mit keinem Worte gedacht wird, aus welchen gleichwohlen, wenn man nur eine vernünftige Auswahl trifft, die Anleitung zu allen Tugenden sonderheitlich der Furcht und Liebe Gottes und des Nächsten der Verläugnung seiner selbsten der Demuth des Herzens der Unabhängigkeit desselben von irdischen Dingen der Genügsamkeit der Gedult, der Sanftmuth, der Verträglichkeit, der Stärke, der Großmuth und so weiter sicher geschöpft werden kann.

Obwohlen Ich nun, wie bereits oben bemerket worden, zur Zeit keine eigentliche Entscheidung fällen will, und dem Professor Oberthür noch der Auftrag zugehen wird über all dieses und über andere bedenkliche Sätze sich umständlich zu rechtfertigen, welches jezo schon zu veranlassen Ich gegenwärtig anderer Geschäfte halber behindert bin, so finde Ich mich gleichwohlen und es mag nun der Mir zugekommene schriftliche Vortrag verlässig oder verschiedentlich nicht getreu sein, allemal besonders aber auf ersteren Fall unwiderstehlich bewogen, einsweilen provisorie folgendes zu befehlen:

Erstlich soll derselbe gleich bei instehenden neuen Schuljahr die Theologie und auch die Einleitung darzu aus einem gedruckten und approbirten katholischen Buche, welches vorhero namhaft zu machen ist seinen Candidaten vortragen, und

Zweitens sich hierbei der lateinischen Sprache um da mehr gebrauchen, als Ich zur Zeit noch gar nicht überzeugt bin, daß es das auffallendste Vorurtheil seie, die Dogmatik lateinisch zu lesen, insonderheit aber aller Critic über den lateinischen Gottesdienst sich enthalten, und hierunter dem Concilio Tridentino gemäß sich benehmen.

Drittens alles Scoptisiren und Satyrisiren über die bishero in allen katholischen Schulen übliche Art, die Theologie zu lehren, beiseit lassen.

Viertens Meinungen nicht hegen und vortragen, die wenigstens allzu erotisch sind oder die Ich vorderhand nur dafür ansehen will, wohin dann unter andern jene den Zustand der Kinder, welche ohne Taufe gestorben, betreffend, und einige Hypothesen von der Erbsünd, sonderheitlich aber diese, daß vielleicht nur 3 Dogmata aus der Tradition zu beweisen seien, gehören mögen.

Fünftens seinen Candidaten keine protestantischen Theologen und dergleichen Bücher zum Lesen anempfehlen, wohingegen derselbe weislicher thun wird, sich mehr auf die katholisch-theologische Litteratur zu legen, damit z. E. nicht zur liturgischen Praxi ein Zollikoffer angerathen, deren vielen großen Männer aber, die wir in Unserer Kirche gehabt haben und noch haben, wie eines Cardinal Bona, eines Renaudot, eines Abt und Fürsten zu St. Blasy ꝛc. gar nicht gedacht werde.

Sechstens ebengedachte seine Candidaten in kein Labyrinth von allerlei Wissenschaften einführen, und bei Anrathung würklicher Hülfswissenschaften sich so betragen, daß der Mißbrauch abgewendet und aus dem Mittel kein Endzweck gemachet werde.

Der Herr Weihbischof hat dahero all solches ermeldten Professori ebenso ausdrücklich als ernstlich in Meinem Namen zu bedeuten, und, wohin er sich rückvernehmen lassen wird, an Mich hiernächst zu berichten; verbleibe übrigens mit vieler Werthschätzung

Des Herrn Weihbischofen
wohl affectionirter Freund
F. Ludwig B. u. F. zu B. u. W. H. zu Fr.

Bamberg
dd. 27ten October
1780.

Die Lehrthätigkeit unseres Oberthür war übrigens schon bald nach seinem Eintritt in das theologische Lehramt 1773 mißliebigen Urtheilen ausgesetzt, unter denen auch sein jüngerer Bruder Bonifaz, der in der ländlichen Seelsorge angestellt war, zu leiden hatte. Am 25. Nov. 1773 schrieb dieser in der Angelegenheit an seinen gelehrten Bruder nach Würzburg:

„Der Ruhm, den Sie sich in Ihrer Professur zeithero erworben, ist sehr groß und allbereits im ganzen Lande ausgebreitet, doch noch nicht zu Ihrer Ehr. Man utzet mich in allen Gelegenheiten wegen Ihnen, weil Sie in Ihrer Lehrstunde allzeit zeigen, daß Sie in Ihrer Lehr- und Mundart bis zur Ausschweifung übertrieben seien, in dem Sie die Theologie in teutscher Sprache, und zwar mit einem entlehnten Dialecto zu geben anfingen, und die Zuhörer nennten „meine theuersten Freunde!“ Man wird Ihnen kaum die Freundschaft versagen, wenn Sie durch Ihre gegründete Gelehrtheit dieselbe verdienen werden, ohne daß Sie die Zuhörer darum ersuchen. Diese Reden mußte ich zeithero hören, und dabei erfahren, daß Ihnen diese Lehrart fürohin verbotten seie. Mein Glück ware, daß ich von Ihren Umständen allzeit die wenigste, oft gar keine Nachricht erhielte; wo ich also mich bei jederman noch bescheiden zeigen konnte. Ich hoffe, alle diese Reden seien ein falsches Gerücht, wenigstens wird es Ihnen zur größeren Ehre sein. Bei itzigen Zeiten muß man nichts Fremdes in das Land bringen, wenn man den Mund nicht zahlen und das Geschwätz anderer Leute nicht übertragen will, und ich sehe auch nicht, wie uns dieses eine Ehre macht, wann wir das Ernsthafte unserer Vorfahren, die Lehr in ehrwürdiger lateinischer Sprach verstehe ich, mit den Tandlereien der Neulingen verwechslen wollen, wo man mehr auf leere Wörter als den Grund der Beweisthümer siehet, besonderlich in Umständen, wo man sich mehr den Haß und Spott anderer zuziehet als Ehre macht. Nehmen dieses für eine Warnung eines aufrichtigen Bruders an und werden Sie behutsamer, Sie werden dabei vergnügter leben, und sich mehrere Leute zu Freunden machen . . .“ Was Professor Oberthür auf diesen Brief antwortete, kann man aus einer Erwiederung seines Bruders vom 2. Dez. 1773 abnehmen, die wir hier anreihen: „Sie beschuldigten mich in dem letzten Antwortsschreiben einer Ungerichtigkeit gegen Sie und die neue Verfassung. Hierinnen bitte ich ab; nicht ungerecht sondern aufrichtig will ich gegen Sie sein, und wenn Ihnen Ihr Unternehmen zur Ehre ausschlagt, so nehme ich Antheil. Daß Sie aber ein so enges Gewissen haben und sich einer vor Gott unverantwortlichen Sünd fürchten, wenn Sie anders thäten, in diesem Stuck, denke ich, dörfen Sie nicht zu kleinmüthig werden. Es wird dem Gesatz Gottes nicht zuwider gehandlet, in welcher Sprache immer seine Geheimnuße und seine Lehr den Unwissenden vorgetragen werden. Der Herr redete in Gleichnussen, um deutlich zu sein, nicht in ungewöhnlicher Sprache. Doch thuen Sie wie Sie wollen, machen Sie nur, daß Sie sich für ihre Arbeiten nicht Verdruß schaffen, und glauben Sie, daß mir das Ihrige Vergnügen nahe am Herzen ligt; sonst würde ich das Utzen wenig achten . . .“ (Oberthürs Nachlaß.)

52) Mit großem Nachdruck verwahrte er sich in einer bei Schwab, Berg 79—80 mitgetheilten Zuschrift an die geistliche Regierung gegen die Annahme,

daß er in der Theologie zu wenig bewandert sei, um selbstständig Entscheidungen treffen zu können, und in seinen Bemerkungen zu O.'s Rede auf Dalberg sagt er, ein großer Gelehrter müsse der Regent weder in diesem noch in jenem Fache der Wissenschaft sein, er wolle jedoch die Demut nicht so weit treiben, um nicht zu behaupten, daß er in manchen wissenschaftlichen Fächern nicht so ganz leer und unbewandert sei.

53) Den Vorwurf, daß man ihn durch seine Zuhörer behorchen und überwachen lasse, hat O. schon in seinem an den Bischof gerichteten Rechtfertigungsschreiben vom 30. Nov. 1781 geäußert, s. Schwab, Berg 249—250. Hier richtet er ihn direkt gegen die höchste Stelle.

54) Ueber sein Beten berichtet ein Zeitgenosse: „Ich habe ihn beten sehen mit einer Inbrunst, die auf den Flügeln einer gränzenlosen Einbildungskraft getragen schien. Er kniete öffentlich in der Gemeinde und sein ganzes Wesen war, von dieser abgesondert, blos im Anschauen des Unendlichen verloren. Seine bleichen Hände hob er mit einer Bewegung gen Himmel, als ob er von der großen Fülle seiner Gnade etwas für sich einfalten wolle . . . Bei aller dieser ganz in sich versunkenen Andacht mischte sich in seine kunstlosen Gebehrdungen nichts, was eine kriechende falsche Demuth, eine winselnde Reue oder eine erheuchelte Selbstverachtung verrathen hätte." (Durchflüge durch Deutschland, 3, 125—126.) — Gegen Mißbräuche bei den Andachten wendet sich Franz Ludwig in einem höchst bemerkenswerthen Erlaß an die Ordensvorsteher vom 6. Mai 1791, der in „Sammlung der Hochf.-Würzburg. Landes-Verordnungen 3, 495—498" abgedruckt ist.

55) Professor Fahrmann, dessen Charakter, Amtsführung und theologische Bildung Schwab, Berg 65 sehr rühmt. O. zeichnet sein Bild in der Selbstbiographie 2, 19: „Fahrmann war ein ansehnlicher schöner freundlicher Mann, sprach schön mit vieler Beredsamkeit, Anstand, Zuversicht, und war unterhaltend im Umgange; hatte mancherlei aber nicht eben tiefe Kenntnisse und wenig originelle Ideen; verdarb es nicht gerne mit dem Geiste, Geschmack und Tone der Zeit und wollte noch viel weniger hinter seinen Zeitgenossen in der Aufklärung zurückbleiben, hütete sich aber auch vor jeder Äußerung und Handlung, womit er bei den Freunden des Alten anzustoßen fürchtete, und wußte ganz geschickt mit gewissen Verwahrungsformeln und klugen Wendungen sich mitten durchzuschleichen. Er zählte viele Beichtkinder, besonders auch wegen der Kenntniß der französischen Sprache unter den Damen von höherem Range. Solche Verbindungen erhöhten sein Ansehen noch mehr, das er sich selbst zu geben wußte." Einen Nachruf widmete ihm Kaplan (nachher Professor) Försch in Schlichtegroll's Nekrolog 1802, 1 S. 63 f.

56) Die Hinrichtung der beiden wegen Kirchenraubs verurtheilten Juden fand am 31. Dez. 1782 statt. Dies war das einzige Todesurtheil, das nach Leitschuh, Franz Ludwig von Erthal, 108, der Fürst unterschrieb. Er wollte die Todesstrafe durch die Strafhäuser entbehrlich machen (Wagner l. c. 41).

56a) O. nimmt S. 32 Z. 1 Bezug auf das Kapitel seiner Selbstbiographie von seiner „Disputation aus der Rechtswissenschaft", die stattfand

bevor er 1771 die Reise nach Rom über Wien antrat. Als Streitsätze beabsichtigte er aufzustellen, daß die Tortur und daß die Todesstrafe aufzuheben seien. Eine Besprechung der gegen die Todesstrafe gerichteten These ließ die Censur nicht zu, und doch wurde sie in der öffentlichen, von vielen Beamten besuchten Disputation gestreift. Als ein Regierungsrath bei der Bestreitung der Tortur ausrief, habe man einmal diese entfernt, dann solle man auch die Todesstrafe beseitigen, erklärte Oberthür laut und entschieden seine Zustimmung und Bereitwilligkeit zur sofortigen Vertheidigung. „Das regte die ganze Fakultät zur Protestation auf, und ich durfte nicht weiter darüber reden." Wenn man sich erinnert, daß noch im J. 1749 auf einer der Anhöhen bei Würzburg ein Hexenbrand loderte, so ist das öffentliche Auftreten des jungen Geistlichen gegen Tortur und Todesstrafe zwanzig Jahre später in mehr als einer Hinsicht bemerkenswerth.

57) Die Bemühungen des Bischofs für Heranbildung seiner Geistlichkeit beschreibt sehr ausführlich der Zeitgenosse Sprenke l. c. 226 f.

58) Köl, später Professor der Philosophie, schreibt 1789 Jun. 10 an einen Freund: „Gestern war der große Tag, als der hiesige Clerus sein neues Seminarium bezog. S. Hochfürstl. Gnaden ließen denselben von Hof aus speisen, und saßen selbst in Höchster Person zur Tafel in dem Refectorium." (Univ.-Bibl. M. ch. q. 187 p. 38a.)

59) Vgl. Anmk. 53.)

60) Proselytenmacherei war jedoch nicht nach dem Sinn Franz Ludwigs. Ein gewisser Löschberg wünschte als Bürger in Würzburg aufgenommen zu werden, und erklärte sich zu dem Ende bereit, von der evangelischen zur katholischen Kirche überzutreten. Resolutio Celsissimi lautete, daß er — im Ernst oder nicht — Katholik werden will oder wirklich werde, sei er noch keineswegs zum Bürger geeigenschaftet. (Gebr.-Amts-Prot. 1792 I. f. 22.) — Die evangelischen Pfarrer und Gemeinden erfreuten sich in seinen Landen der uneingeschränktesten Gewissensfreiheit. Zur Feier des protestantischen Gottesdienstes mit Abendmahl für die Soldaten in Würzburg durch den Pfarrer von Kitzingen ließ er die ehemaligen fürstlichen Zimmer auf dem Marienberg einräumen. (Schöpf, hist.-stat. Beschrb. des Hochstifts Würzburg 211—212.)

61) Mit einem fürstlichen Reisestipendium von 100 Thlr. im J. 1792. (Schöpf l. c. 375—382). Köl schreibt 1789 Aug. 4 an einen Freund: „Kant ist jetzt der Modephilosoph, von dem alle gelehrte Frauenzimmer immer sprechen" (l. c. p. 16a.)

62) Professor Berg, von dem freilich von vornherein eine unbefangene Würdigung der Kant'schen Philosophie nicht erwartet werden konnte. Auf Grund der Akten der geistlichen Regierung gibt Schwab, Berg 381 f. eine lichtvolle Darstellung der Verhandlungen, die übrigens nicht mehr, wie man nach O. annehmen könnte, in die Regierungszeit Franz Ludwigs fallen.

63) Ueber die Thätigkeit Franz Ludwigs auf dem Gebiete des Censurwesens mag Schwab, Berg 124—130 nachgelesen werden, wo die einschlägigen

Aktenstücke so ausführlich analysirt sind, daß von ihrem Abdruck abgesehen werden kann. Den im Herbst 1794 vom akademischen Senat gestellten Antrag, den Lehrern der Hochschule Preßfreiheit zu bewilligen, lehnte er ab (Fränk. Merkur 1795, 874). Auch die auswärtige Presse beachtete er. In dem von dem Altdorfer Professor Siebenkees herausgegebenen und von Buchhändler Raw in Nürnberg 1790—93 verlegten Journal von und für Franken begegnet man nicht selten Artikeln, die sich mit Einrichtungen und Persönlichkeiten des Fürstenthums Würzburg beschäftigten und besonders kirchliche Verhältnisse und Gebräuche besprechen. Dies geschah in einer dem Fürstbischof so mißfälligen Weise, daß er den Verleger 13. Apr. 1792 schriftlich warnen ließ, „die Indignation Sr. Hochfürstl. Gnaden nicht durch weitere derlei Anstößigkeiten zu reizen, ansonsten sie sich den unangenehmsten Folgen aussetzen würden". Franz Ludwig war aber nicht der Mann, der sich mit einem kurzen herrischen Machtspruch begnügt hätte. Er läßt dem Buchhändler ausführlich auseinandersetzen, daß seine Regierung schon vor dem Erscheinen der Zeitschrift die ihr wohl bekannten Mißbräuche zu beseitigen eifrigst bestrebt gewesen sei und nach sorgfältig erwogenen Grundsätzen verfahre. „Der Regent hält auch oft noch weislich mit einem Schritte zurück, weil er das Volk erst hinlänglich vorbereiten will, und sieht manchem Mißbrauche noch mit Stillschweigen zu, um einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten, wo der Sache mit Erfolge und ohne Widersetzlichkeit gesteuert werden kann. Am allerwenigsten ist das Volk im katholischen sowie im protestantischen Franken schon hinlänglich aufgeklärt, daß es gegen eine lächerliche Darstellung von Religionshandlungen, die im ganzen katholischen Deutschlande noch ihr Ansehen behaupten, seien sie auch Mißbräuche, empfänglich sein könnte. Es entsteht hierdurch einerseits Verbitterung und noch festere Anhänglichkeit an das Mißbräuchliche, andererseits aber Gleichgültigkeit gegen das Wesentliche der Religion selbst, der Gang der Aufklärung wird mehr gehemmt als befördert und die Gesetzgebung selbst in ihren abgemessenen Maßnehmungen gehindert." — — — (Vgl. Univ.-Bibl. Würzburg M. ch. 584/2 f. 99.)

64) Wagner berichtet a. a. O. 37, gewiß aus vielfacher Erfahrung, wie eifersüchtig der Fürst darüber gewacht habe, daß jede Regierungshandlung als Kundgebung seines eigensten persönlichen Willens in die Oeffentlichkeit trete, wie ängstlich sich seine Vertrauten hüten mußten, durch ihre Meinungsäußerung seiner Entschließung vorzugreifen. So souverän er sich aber auch fühlte und geltend machte, so wenig wollte er doch als absoluter Herrscher auftreten. Diesen Standpunkt legt er in einem Schreiben an die weltliche Regierung 1783 Sept. 21 dar: „Als Gesezgeber hätte Ich freilich nicht nöthig gehabt, Mich so umständlich zu erklären, wenn Ich nur allein die Absicht hätte durch Gesetze auf den Willen und nicht auch zugleich auf den Verstand zu würken. Geseze, besonders jene welche die natürliche Freiheit etwas mehr einzuschränken scheinen, müssen wegen ihrer Wahrheit und Gemeinnützlichkeit geliebt und aus Überzeugung befolget werden. Dieses ist der Karakter einer gemäsigten Regierung und der Endzweck des gegenwärtigen etwas weitläuftigen Rescripts." (Gebr. Amt Rep. 7, 900.)

65) Im J. 1767 wurde er zum Präsidenten der weltlichen Regierung in Würzburg ernannt; schon nach 3 Jahren war er im Reichsdienst. (Leitschuh l. c. 12 und 13.)

66) Gegen die Bureaukratie und ihr Treiben richtet sich ein sehr scharfer Erlaß Franz Ludwigs vom 12. Dez. 1793 (Gebr.-Amts-Prot. 1794 I f. 61a). Er lautet: „Ich habe der Regierung schon öfters gesagt, auch, wie ich glaube, bewiesen, daß es meine Sache keineswegs sei, dem stolzen herrischen oder eigenmächtigen Benehmen eines Pfarrers das Wort zu sprechen und in einem solchen Falle ihn für mehr entschuldigt als andere zu halten. So viel kann aber doch behauptet werden, daß der Pfarrersstolz, da er nur auf die in die eine Pfarrei gehörigen Kinder wirket, weniger bedenklich und schädlich in Hinsicht der Unterthanen sei als der Beamtenstolz, der nicht auf ein Pfarrspiel sondern auf die sämmtlichen Amtsuntergebenen seine Folgen hat. . . . Der Machtspruch „ich mag oder mag nicht", wenn das Handeln oder Unterlassen eines Beamten in Amtsgeschäften blos von diesem abhängt, ist offenbar ein Kind des Stolzes, ist gemeinschädlich für das Ganze rc." Von der Regierung verlangte er gründliche Vorbereitung der Fälle die man ihm zur Entscheidung unterbreiten wolle. „Da ich vieles lesen muß, so dächte ich mit Rechte fordern zu können, daß man mir die Lecture der Vorträge leicht und angenehm machte welches für die Zukunft allein durch systematische Bearbeitung der vorkommenden Gegenstände geschehen wird." Er läßt dann eine von ihm entworfene Muster-Disposition folgen. (Gebr.-A.-Prot. 1792. II. f. 800a.) Die von O. berichtete Rücknahme eines Tadels liest man auch in desselben Schrift „Die Feier des . . . 8. Julius" S. 48; was Sprenke l. c. 257—259 dagegen anführt ist ganz unzutreffend. Das Gebr.-A.-Prot. 1787. II. f. 1190 gibt authentische Auskunft darüber: Franz Ludwig hatte „vor einigen Jahren" den Mitgliedern der Regierung, weil sie nach seiner Meinung sich zu wenig auf allgemeine Landes-Polizei-Gegenstände einlassen, den Vorwurf gemacht, man sollte sie eher Justiz- und Prozeß-Räthe und nicht Regierungsräthe heißen. Nun sagt er aber in einer Resolution vom 7. Dezember 1787, er habe sich von ihrer regen Thätigkeit auf dem Gebiet der allgemeinen Polizei hinlänglich überzeugt, und nehme „dermalen alle obgedachten Vorwürfe zurück, und sehe . . . die Mitglieder dieses ansehnlichen Collegii für wahre Regierungsräthe und . . . für Meine wahren Gehülfen an, und will dahero auch, daß bei jenen Resolutionen, in welchen solche Vorwürfe enthalten sind . . . die gegenwärtige Erklärung a latere oder ad marginem niedergeschrieben . . . werden". Er verbittet sich aber, daß ihm dafür Lob oder Danksagung ausgesprochen werde. — Der Vorfall findet auch bei Schwab a. a. O. 80 Erwähnung.

67) Wie fein und richtig der Fürst sich zurückzuhalten wußte, zeigt folgender Erlaß. Das Domkapitel hatte vom Bischof ein letzterem amtlich erstattetes Referat zur Einsicht verlangt und, als es ihm durch Hofgerichtsbescheid verweigert worden war, an ein Reichsgericht appelliert. Der Bischof richtete darauf hin 1793 Jun. 6 ein Schreiben an das Kapitel, in welchem er unter anderem sagte: Ein Vortrag, der Uns von einer Stelle erstattet wird, gehört

zu den Geheimnissen des Cabinets, bei welchem kein Dritter interessirt ist. Betrifft der Vortrag eine Justizsache, so wißt Ihr schon, daß Wir hierin keine Entscheidung vom Cabinete aus zu geben pflegen, und wenn Wir auch in einem und dem andern Falle Unsern Zweifel im stillen Vertrauen Unsern Stellen nicht verhalten, so sind Wir so weit entfernt Unsere Meinung denselben aufzudringen, daß Wir vielmehr sie auffordern, Unsern Zweifel nur zu überlegen, im Übrigen aber ihrer rechtlichen Überzeugung allein zu folgen. Vorträge also, welche in Justizsachen an Uns erstattet werden, können und dürfen nichts anderst sein als Actenstücke, welche nur Uns und Unsere Stellen, keinen Dritten in der Welt aber interessiren . . ." Schon in einem Schreiben vom 4. Apr. 1793 in derselben Sache hatte der Fürst dem Kapitel erklärt: „Ihr kennt Unsere Grundsätze in Beziehung auf Justizgegenstände zu gut, und wißt zu wohl, daß diese jeder Cabinetsjustiz entgegenstrebende Grundsätze die einzig wahren und von den Reichsgerichten angenommenen Grundsätze seien, als daß man Euch die Absicht, Ihr hättet von Uns eine unmittelbare Entscheidung in dieser Sache erwartet, unterstellen könnte". . . . (Würzbg. Kreisarch.)

68) Als einmal eine der Viertelsdeputationen den Vorschlag sich erlaubte, es möge eine Supplikantin, statt mit einem Almosen bedacht zu werden, zur Hofzinnspülerin ernannt werden, wies dies Celsissimus als einen unberechtigten Eingriff in seine Befugnisse zurück. (Geb.-A.-Prot. z. 31. Juli 1794.)

69) Nicht bloß die „Genehmigung" sondern die direkte Anregung zu der Dalberg-Feier wurde von Franz Ludwig gegeben. Die Rede hielt Oberthür in feierlicher Versammlung in der Universitätskirche zu Würzburg am 13. Juni 1787. Gedruckt erschien sie erst nach dem Tode Franz Ludwigs in „Drey Reden bey verschiedenen Veranlassungen zu Würzburg gehalten von Dr. Franz Oberthür." In breitester Ausführlichkeit und mit fast unerträglichem Schwulst sucht der Redner seiner Aufgabe gerecht zu werden; die Lobsprüche, mit denen er den Gefeierten überschüttet, sind so unmäßig, die vollen Trompetenstöße und das Geklingel mit zierlichen Phrasen und Wendungen so unerträglich, daß man froh ist, wenn man sich durch diese seichten Niederungen hindurchgearbeitet hat. Oberthür glaubte sein Kunstwerk der Mitwelt und den Nachkommen nicht vorenthalten zu dürfen. Bevor er aber das Manuskript im Druck erscheinen ließ, legte er es seinem Fürsten vor. Man staunt über die Naivität des Mannes, der nicht einsah, daß eine Persönlichkeit wie Franz Ludwig durch eine öffentliche Kundgebung, welche ihn gegenüber dem Coadjutor so sehr in den Hintergrund treten ließ, mit Recht tief gekränkt und verletzt sein mußte. Die Erwiderung des Bischofs (Original in Seufferts Nachlaß; Abschrift von Oberthürs Hand in Oberthürs Nachlaß) — „alles das eigene Werk Celsissimi", wie der geh. Referendar Wagner an O. schreibt, war zwar höflich gehalten und ließ es an Anerkennung der gewiß unläugbaren Verdienste v. Dalbergs durchaus nicht fehlen, konnte aber nicht mißverstanden werden. Statt mit kurzen Worten den überschwänglichen, Wahres und Falsches vermengenden Lobredner zurechtzuweisen, scheut der Fürst die Mühe nicht, selber die einschlägigen Akten zu studieren, eigenes und fremdes Verdienst reinlich zu scheiden, seine Herrscher-

stellung weiter ausholend und gründlich erörternd mit allem Nachdruck zu wahren. Spricht O. davon, daß v. Dalberg „das Organum" des Fürsten gewesen, so erwidert dieser, er habe sich nicht wie ein asiatischer Prinz in sein Kabinet verschlossen und lasse nicht durch ein Sprachrohr mit sich reden, „wo ich doch, zumalen in den ersten Jahren, mit Audienz-Verstattung bis zur Entkräftung mich abgegeben habe". Nur halbwahr ist, was O. über die Tendenz der Erwiderung sagt; Franz Ludwig wollte vielmehr die Unrichtigkeit der Behauptungen des Professors im einzelnen nachweisen. Daß dies seiner trefflichen Begründung und Beweisführung gelang, wird jeder objektiv Urtheilende zugestehen; aber der Festredner ließ sich nicht beirren, sondern veröffentlichte ohne wesentliche Abänderungen seine Rede — allerdings erst zwei Jahre nach dem Tode des Angegriffenen, also zu einer Zeit wo sich dieser nicht mehr vertheidigen und den windigen Wortmacher in die Schranken weisen konnte. Wenn O. in der Vorrede S. V sagt: „ich weiß wirklich nicht, warum ich sie [die Rede] so lange unter meinen Papieren ruhen ließ", so war gewiß ihm, und ist auch uns der Grund der Zurückhaltung wohl bekannt. Die Briefe, die der geh. Referendar Wagner in der höchst peinlichen Angelegenheit an O. schrieb, hat dieser unter seine Papiere aufgenommen, ebenso auch das Schreiben, mit welchem Franz Ludwig die Rücksendung der Rede und seine Erwiderung begleitete. Es ist so bezeichnend für die Gewissenhaftigkeit und den edlen Sinn des Fürsten, daß wir es hier wol anreihen dürfen: „Geistlicher Rath Oberthür empfängt seinem Verlangen gemäß den Aufsaz der gelegenheitlich der Erhebung des von Dalbergs zum Coadjutor zu Maynz gehaltenen Lobrede anmit zurück. Gedenken will ich hiebei, daß ich mich in meinen Anmerkungen etwas geirret, da ich gesagt habe, der Verfasser behaupte, Herr von Dalberg habe mir schon in den ersten 8 Tägen meiner Regierung eine Chartam Magnam zugestellet, wohingegen es in der Rede pag. 29 heißet: „Wenig Wochen waren nach der Wahl — — — verflossen ꝛc." Uebrigens bleibe ich zwar bei meinen Anmerkungen stehen, ich wiederhole aber nochmalen, daß mein Gemüth dadurch nicht abgeneigt oder gar gegen den Verfasser verbittert worden seie. Würzburg den 2ten April 1788. F. Ludwig B. u. F. zu B. u. W." (Original in Oberthürs Nachlaß.) Vgl. auch oben S. 36 u. 49.

70) Franz Ludwig war das Denunciantenunwesen verhaßt, man vgl. die Mandate v. 18. Dez. 1786, vom 2. Aug. 1779 (Heffners Sammlung ꝛc. 186 bis 187); vom 20. Juli 1780 (a. a. O. 227—228); vom 18. Dez. 1786 (a. a. O. 352—359).

71) So wissen wir aus O.'s Beschreibung des Gainheimer Viertels 47b (Handschr. der k. Univ.-Bibl.), daß der Fürst auf Anregung des Großhändlers Oehninger einige Häuser der Kärrnerskasse ankaufte und auch die übrigen, sowie eines feil geboten werde, zu erwerben befahl. Es war aber noch kein Plan entworfen, nach welchem diese Oertlichkeit verschönert werden sollte. Von Oehningers Plan ist a. a. O. die Rede.

72) Die Schicksale der Pflanzung von weißen Maulbeerbäumen und der Seidenwürmerzucht in der näheren und ferneren Umgebung von Würzburg

erzählt O. ausführlich in seiner Schrift: „Johann Klör, ein merkwürdiger Landmann in Franken. Sulzb. 1818" S. 72—81, und daraus im Auszug in: „Philipp Adam Ulrichs Lebensgeschichte. 2. Aufl. Sulzb. 1824" S. 113—116. Die Anfänge der Kultur reichen in die Regierungszeit des Fürstbischofs Johann Philipp Franz von Schönborn zurück. Unter Franz Ludwig war es Kammerrath Stoll, ein um die Hebung der Landwirthschaft im Bisthum Würzburg hochverdienter Mann, der die nächste Umgebung der Stadt in fruchtbares Land umgeschaffen hat. (Oberthür, Klör 76.)

73) Die lateinische Rede, welche der Fürstbischof bei Beginn der zweiten Jubiläumsfeier der Universität im Jahre 1783 hielt, ist mehrfach gedruckt, so in der ausführlichen Beschreibung der Feier, welche man dem Professor Hassenkamp, der als Abgeordneter der Universität Rinteln anwesend war, verdankt (s. Briefe eines Reisenden von Pyrmont, Cassel, Marburg, Würzburg und Wilhelmsbad 2, 91 f.). Der deutsche Entwurf zu dieser denkwürdigen Kundgebung Franz Ludwigs findet sich in Seufferts Nachlaß, und lautet: „Bei der Feier, die Wir zu begehen soeben den Anfang machen, habe Ich Ursache, Mir nicht weniger Selbst als euch Glück zu wünschen: Mir, daß ich als Nachfolger an der Regierung des unvergeßlichen Fürstbischofs Julius und zugleich als Anverwandter desselben die herrliche neue Stiftung der hiesigen Hohen Schule, die ihn zum Urheber hat, nach einem Verlaufe von 200 Jahren in unverwelktem Flore jetzt noch bestehen sehe, mir anbei die gegründetste Hoffnung machen kann, daß ferner noch wie bisher auf dieser Hohen Schule in allen Fächern der Wissenschaften solche Männer werden gebildet werden, von denen sich die Kirche und der Staat wichtige Dienste versprechen dörfe; euch aber, Präsident, Rector magnifice, cancellarie, decani und professores, daß ihr durch eure Sorgen und Bemühungen zu Erhaltung des Flors derselben und ihrer Stiftung vieles beigetragen zu haben und der Grund der erst von mir geäußerten Hoffnung zu sein euch mit Recht rühmen könnt.

Eure getreue und sowohl vertrauens- als ergebenheitsvolle Gesinnung gegen Mich, die Mir die erst gehaltene Anrede zu erkennen gegeben, sind Mir sehr angenehm und Ich danke Euch dafür aufrichtig mit der bündigsten Versicherung, daß, gleichwie Ich es für unumgängliche Regentenpflicht halte die Wissenschaften und diejenigen die sich ihnen widmen zu lieben, zu ehren und zu beschützen, mir es auch immerwährend eine meiner ersten Sorgen sein werde, dieser mir nicht minder angenehmen als wichtigen Pflicht ein Genüge zu thun." Diese Anmerk. ist mit A. 31 und 32 zu verbinden.

74) Johann Philipp Franz Goldmayer, geh. Rath und Finanzdirektor. Die Urtheile der Zeitgenossen über diesen Mann gehen weit auseinander. Während ihn der giftige „Kurzer und treuer Abriß der seither geführten Staatsverwaltung im Hochstifte Würzburg" S. 159 f. schonungslos verurtheilt, nennt ihn Schöpf l. c. 454 einen Mann, der bei der vollkommensten Uneigennützigkeit und gerechtesten Strenge eine fast beispiellose Thätigkeit besaß, und O. sagt in seiner Lebensgeschichte Ulrichs 2. A. 139 von ihm: „Manches mißglückte aber auch diesem sonst einsichtsvollen, aber hie und da nicht genug vor-

sichtigen und vielleicht zu kameralistisch handelnden Staatswirthe." Jedenfalls war Goldmayer, wie sich aus verschiedenen Notizen bei Wagner (35, 42, 43, 48) ergibt, ein sehr leidenschaftlicher, gewaltthätiger, eigenwilliger Mann, der sich um seine Instructionen wenig kümmerte und durch sein aufbrausendes Wesen und mitunter unverständiges Zufahren dem gütigen Fürsten viel Verdruß und Sorge bereitete. — Der Vorderbau des Julius-spitals wurde „ohne Schwung und Schönheit" unter Franz Ludwig durch Ickelsheimer aufgeführt, s. Stamminger a. a. O. 14.

75) Adam Joseph Pabstmann, Hofkanzler. — Den hohen Geistlichen, dem O. einen keineswegs freundlichen Nachruf widmet, können wir nicht nennen.

76) Wagner deutet a. a. O. 36 an, wie leicht es war, den Argwohn des Fürsten zu erregen; so war er es ganz zufrieden von Oesterreich keine Ordensdecoration zu erhalten, nur um nicht bei seinem Herrn den Gedanken zu erwecken, daß er damit für fremde Beeinflussung zugänglich gemacht sei. Vgl. auch S. 38.

77) O. hat den von uns so oft citierten Hofkanzler und geh. Referendarius Christian Johann Baptist Wagner im Auge, der allerdings über große Arbeitslast zu klagen hatte: er müsse Tag und Nacht über den Papieren brüten, er lebe eigentlich nicht, sondern arbeite nur; oft habe er die ganze Woche nicht eine Stunde zu einem Spaziergang übrig; der Fürst habe selber schon zu Andern geäußert, bei ihm halte es kein Referendar zehn Jahre aus (a. a. O. 32, 53, 54). Die Bemerkung O.'s über die Gleichgültigkeit Franz Ludwigs gegen die Gesundheitsumstände seiner Umgebung steht im Widerspruch mit einer Reihe von im Original vorliegenden Schreiben des Fürsten an Referendar Seuffert (Seufferts Nachlaß). 1790 Nov. 18 erläßt er an ihn die Mahnung, auf die Erhaltung seiner durch Ueberarbeitung angegriffenen Gesundheit besorgt zu sein; er dringe durchaus nicht auf die Ausarbeitung seiner Aufträge, und warne ohne Zuziehung eines geschickten Arztes sich selbst kurieren zu wollen. Schon früher, 1790 Febr. 23 hatte er gewarnt: „Ueberhaupt es ist nicht gerathen, das gewissermaßen so zu nennende jugendliche elektrische Feuer durch übertriebene Kopfarbeit vor der Zeit, und ehe es sozusagen zu seiner Reife gelanget, welches kaum vor dem 40. Jahre des Alters geschehen dürfte, erlöschen zu machen." Seuffert erkrankte im Mai 1792 abermals; nun kommt quälende Sorge und Unruhe über den hohen Herren; er erinnert den Patienten daran, daß er in sehr wesentlichem Sinne ihm und dem Staat gehöre; täglich will er Nachrichten haben, schickt dem Genesenden keine Akten zur Bearbeitung, nur damit er sich schone, und findet es ganz richtig, daß ihn seine Gattin nach Bamberg begleite, um auf seine Gesundheit ein wachsames Auge zu haben. — Einen wertvollen Einblick in das Kabinet des Fürsten und die auf den Geh. Referendaren lastende Unsumme von Arbeit verdanken wir Seuffert. Dem Hofrath und Hofkammerrath Lurz, der als Referendar angestellt zu werden wünschte und dies Ansuchen mit seinem Bedürfnis nach Ruhe begründete, ließ der Fürst in der von Seuffert geschriebenen ablehnenden Zu-

schrift folgendes mittheilen: „Das Kabinet ist eine Stelle beständiger Geschäftigkeit und des immerwährenden Kampfes — eine Stelle voll angenehmer aber auch voll unangenehmer Geschäfte, eine Stelle voll Trostes und voll Verdrusses — das Grab tiefsinniger reizbarer und empfindlicher Menschen. Der Kabinetsmann darf seine Geschäfte keinen Tag stille stehen lassen. Belebt und voll von der Ueberzeugung, daß es süß und edel sei für das Vaterland rastlos zu arbeiten, muß er Verzicht leisten auf einen großen Theil der Menschenfreuden, auf einen wichtigen Theil des Familienglücks, auf parties de plaisir, auf Lustreisen, auf längere Erholungszeiten. Nur sparsam und nur insoweit es die Pflicht für seine Selbsterhaltung erheischt darf er den gesellschaftlichen Umgang genießen. Im Kabinet ist also keine Ruhe, kein Stillstand. In einen Kabinetsmann, wenn er das Vertrauen des Fürsten verdienen will, müssen alle angenehmen und unangenehmen Empfindungen des Fürsten, insoferne sie von den Geschäften herrühren, übergehen. Er darf keine Maschine sein, sondern was er aus der Seele seines Fürsten copiert, muß mit Selbstüberzeugung und Selbstempfindung copiert sein. Gibt es da der unangenehmen Empfindungen nicht sehr viele? Ein reizbarer empfindlicher Mann unterliegt der beständigen Anstrengung und der tiefsinnige stürzt sich in ein noch tieferes Labyrinth." — Von dem Bittsteller Lurz entwirft ein keineswegs schmeichelhaftes Bild „Kurzer Abriß der . . . Staatsverwaltung 418—419."

78) Vgl. Anmerk. 19.

79) Die Sache verhält sich doch wohl nicht so wie O. darstellt. Die plastischen Arbeiten im Veitshöchheimer Schloßgarten, die großentheils von dem Bildhauer Ferdinand Dietz herrühren (Stamminger l. c. 18), sind in wenig dauerhaftem Material ausgeführt und fingen bald an schadhaft zu werden. Zu der von der Hofkammer von 1785—91 beantragten kostspieligen Reparatur konnte sich der Fürst nicht verstehen; Hofkammerrath Ulsamer beantragte 1791, die bei dem Theater stehenden allzusehr verstümmelten Statuen abzutragen und in Verwahrung zu nehmen, und dieser Antrag erhielt die fürstliche Genehmigung. (Würzburg Kreisarch. Admin. F. 469.) Auch die Statuen im Garten des fürstlichen Schlosses Seehof wurden weggenommen, aber nicht, wie der Verfasser der „Reisen durch das südliche Teutschland 1, 4" schreibt, „weil sie in diesem heiligen Lande für unanständig und anstößig gehalten wurden", sondern nach Marcus Vorrede zu seiner Schrift „Von den Vortheilen der Krankenhäuser für den Staat", weil ihre Menge den Garten verunstaltete und weil sie sehr mittelmäßige Kunstwerke waren.

80) Hieronymus Vida, geb. 1470, gestorben als Bischof von Alba 1566. — Jacob Sannazar, geb. 1458, gest. 1530 zu Neapel. — Jacob Balde, geb. 1604, gest. 1668 zu Neuburg a. d. Donau. — Pomponius Gauricus, Italiener, gehört der ersten Hälfte des 16. Jahrh. an. — Petrus Sautel 1613—1662.

81) Eine fürstliche Verfügung vom 11. April 1791, welche das Fortbestehen der Anpflanzung von fremden Hölzern und Gesträuchern und eine englische Anlage daselbst betraf, enthält den Satz: „Dabei aber möchte doch auch für den Nutzen der Stadteinwohner, denen es an hinlänglichen Spazier-

gängen sowohl in als außer der Stadt gebricht, zu sorgen sein, daß auch hauptsächlich geräumige und angenehme Spaziergänge darinnen angebracht werden." (Würzb. Kreisarchiv.)

82) Mit den von Franz Ludwig angeordneten und von Professor Berg und Subregens Zirkel, dem nachherigen Weihbischof gehaltenen Predigten beschäftigt sich eingehend Schwab l. c. 284 f.

83) Jahrg. 1794, 1, 122 f.; vgl. Schwab l. c. 296—297.

84) Vgl. Anmerk. 5.

Bögl.